

III.
ANTHROPOLOGISCHE
VISUALISIERUNGEN
ZUR „RASSENDIAGNOSE“*

* Nach Rudolf Martin war die Hauptaufgabe der Anthropologie das Identifizieren von „Rassenzugehörigkeiten“, die sogenannte „Rassendiagnose“. Vgl. Martin 1914, S. 7.

	Unter 74,9 75,0 - 79,9 80,0 und darüber	brachycephal mesocephal brachycephal
Näsenhöhen - Index :		$\frac{\text{Schädelhöhe} \times 100}{\text{Grösste Schädellänge}}$
	Unter 60,0 70,0 - 74,9 75,0 und darüber	chamaecephal orthocephal hypsocephal
Wienhöhen - Index :		$\frac{\text{Schädelhöhe} \times 100}{\text{Grösste Schädelbreite}}$
	Unter 91,0 92,0 - 97,0 98,0 und darüber	tapinocephal metocephal akrocephal
Gesichts - Index I : (nach Hollmann)		$\frac{\text{Gesichtshöhe} \times 100}{\text{Jochbogenbreite}}$
	Unter 74,9 75,0 - 80,0 80,0 und darüber	chamaeprosop mesoprosop leptoprosop
Gesichts - Index II : (nach Virchow)		$\frac{\text{Gesichtshöhe} \times 100}{\text{Mittelgesichtsweite}}$
	Unter 121,9 122,0 - 129,9 130,0 - 137,9	chamaeprosop mesoprosop leptoprosop

Abb. 12: Eine Tafel Pöchs zu Lehrzwecken

Das Anliegen der Wiener „Studienkommission“ war, bei den physisch-anthropologischen Kriegsgefangenenuntersuchungen „Material“ für Zuordnungen zu „Rassen“ und „Rassenmerkmalen“ zu sammeln. Bei der Datenaufnahme orientierten sich die Mitarbeiter an Rudolf Martins *Lehrbuch für Anthropologie in systematischer Darstellung*¹, das im Jahr 1914 kurz vor Kriegsausbruch erschienen war. Es stellte die erste systematische Zusammenfassung der gängigen Körpermessverfahren und anthropologischen Methoden dar und erläuterte die statistischen Auswertungen in großer Ausführlichkeit. Für eine verlässliche „Rassendiagnose“ empfahl Martin vor allem „somatoskopische“ Beobachtungen, welche sich auf die nicht-messbaren physischen Eigenschaften von Menschen bezogen, etwa die Form und Farbe von Augen und Haar, die Hautfarbe und die Nasenform.² Diese Empfehlung beruhte auf der Annahme, dass bestimmte körperliche Merkmale signifikant für die „Rassezugehörigkeit“ seien, so vor allem die Ausbildung des Gesichts. Die „somatoskopischen“ Merkmale konnten nur qualitativ und relativ, also im Vergleich untereinander, beschrieben werden. Martin und andere Anthropologen, etwa Luschan, Fischer und im Verlauf der Kriegsgefangenenforschungen auch Pöch, legten dazu Adjektive und als Zahlen codierte Eigenschaften verbindlich in Schemata fest.

Den Hauptteil von Martins Buch aber nahm die Technik der Körpervermessung, die „Somatometrie“ ein – weshalb es, aus den 1960er Jahren gesehen, „in Wahrheit ein Leitfaden der Körpermesstechnik“ war.³ Pöch benutzte Martins System bereits vor Erscheinen des Standardwerks, da ihm das Manuskript zur Verfügung stand,⁴ und machte es zur praktischen Grundlage der Arbeitsweise an seiner Lehrkanzel. Die Kriegsgefangenenforschungen durch die Wiener „anthropologische Studienkommission“, so erläuterte Pöch 1915, sollten nach den Messregeln Martins „und mit den von Martin daselbst angegebenen Instrumenten und Behelfen ausgeführt werden“.⁵

Martin verstand unter den von ihm so bezeichneten vier „Anthropologischen Methoden“ erstens die „Methoden der Materialgewinnung“, zweitens die „Methoden der Reproduktion“, drittens die „Methoden der Messung und Beschreibung“ und viertens „Statistische Methoden“. Die „Methoden der Materialgewinnung“ unterschied er in die Untersuchung von lebenden

¹ Martin 1914.

² Ebd., S. 7.

³ Vgl. Mühlmann 1968, S. 100.

⁴ Vgl. Weninger 1938, S. 192f.

⁵ Pöch 1915–1917, 1. Bericht, S. 219.

Menschen als „Lebendes Material“ und das Sammeln von Knochen und Körperteilen als „Totes Material“. Ein großer Teil von Martins Buch befasst sich, so wird auch aus der Beschreibung der zweiten „anthropologischen Methode“, der „Reproduktion“ deutlich, mit dem so genannten „toten Material“, also Leichen und Leichenteilen, Präparaten, Skeletten und Schädeln, deren Bearbeitung und medialer Darstellung. Dieser gesamte Bereich fiel bei den anthropologischen Kriegsgefangenenforschungen aus. Zumindest ist mir nicht bekannt, dass die Wiener anthropologische Kommission auf im Lager gestorbene Kriegsgefangene Zugriff genommen hätte – was jedoch extensiv im Zweiten Weltkrieg praktiziert wurde. Mit den „Haarproben“ allerdings eigneten sich die Wissenschaftler im Ersten Weltkrieg dennoch bereits abgestorbene Fragmente der menschlichen Körper an, die heute auch als „menschliche Reste“ zählen. Sie bilden eine Art Schnittstelle zwischen dem lebendem und dem toten Körper als Materiallieferant. Da sie bei der Auswertung der Kriegsgefangenenuntersuchungen offenbar keine Rolle spielten, behandle ich sie in diesem Buch nicht gesondert.

Die als zweiter Bereich angeführten „Methoden der Reproduktion“ unterschied Martin jedoch nicht nach dem Kriterium des Toten und des Lebenden, sondern nach bildlicher und plastischer Reproduktion. Unter „Bildliche Reproduktion“ subsumierte er die Photographie (A.), differenziert nach Aufnahmen von lebenden Individuen, Aufnahmen von Schädeln und Röntgenaufnahmen; sowie die Geometrische Zeichnung (B.), differenziert nach Instrumenten, Umrisszeichnungen, Hand-, Finger- und Fußabdrücken. Die „Plastische Reproduktion“ unterteilte er in Gipsabgüsse, Gelatine-Glyzerin-Abgüsse und die Rekonstruktion menschlicher Köpfe. Als dritte innerhalb der anthropologischen Methoden folgten bei Martin die „Methoden der Messung und Beschreibung“ (Somatologie) und als vierte schließlich „Statistische Methoden“, die er unterschied in „Methoden der Berechnung“ und „Methoden der graphischen Darstellung“.

Bemerkenswert ist, dass Martin Fotografie, Zeichnung, Abdruck und Abguss nach dem Kriterium der Abbildfunktion oder Repräsentation, also der Ähnlichkeit klassifizierte als „Methoden der Reproduktion“ und deutlich unterschied von den „Methoden der graphischen Darstellungen“ der Statistik. Letztere präsentierten Informationen über eine Menschengruppe nicht nach dem Kriterium der Ähnlichkeit, sondern waren, wie Martin erkannte, Konstruktionen, die ohne ähnlichen Bezug zu ihrem Gegenstand etwas sichtbar machten. Hinsichtlich der Kurven und Grafiken kann somit treffender von *Sichtbarmachungen* oder Visualisierungen gesprochen werden.

Rudolf Pöchs Arbeitsberichte über die Kriegsgefangenenforschungen in den *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft*⁶ wiesen eine andere Systematik auf, da sie sich nicht auf alle methodischen Grundlagen bezogen, sondern nur die in den Lagern konkret angewendeten Verfahren festhielten. Pöch zählte in der Hauptkategorie „A. Anthropologische Arbeiten“, die sich also nur auf „lebendes Material“ bezogen, folgende Arbeitsschritte auf: 1. „Erhebung der Personalien“, 2. „Somatometrische Untersuchungen“, 3. „Somatoskopische Untersuchungen“, 4. „Photographische Aufnahmen“, 5. „Gipsformen“. Die rechnerischen Verfahren sparte er aus, da er und seine Assistenten diese – zuweilen mit Ausnahme der Berechnung einiger Indizes – kaum in den Lagern anwendeten. In großer Breite führten Pöchs Schüler die statistischen Verfahren und die zugehörigen grafischen Darstellungen erst in den während mehrerer Jahrzehnte nach Kriegsende vorgelegten Dissertationen und anderen anthropologischen Arbeiten durch.⁷

Das Kapitel zu den Verfahren der physischen Anthropologie in diesem Buch befasst sich zunächst mit der Vermessung von Kriegsgefangenen durch ausgewählte Instrumente in einer bestimmten räumlichen Inszenierung, wobei auch Metabilder über die anthropologischen Methoden und Apparate herangezogen werden. So kann die als ideal imaginierte wissenschaftliche Apparatur zur Schaffung von Aufzeichnungen nachvollzogen werden (Kap. III.1). Das Ausfüllen von Messbögen, die im Verlauf der Studien immer weiter ausdifferenziert wurden, diente der Erfassung, oder genauer der Konstruktion von anthropologischen „Rasstypen“ (Kap. III.2). Auf Grundlage der auf den Bögen erfassten Daten wurden in den von Martin empfohlenen rechnerischen Verfahren Tabellen mit Vergleichsgrößen erstellt, Indizes, Häufigkeiten und statistische Mittelwerte, Standardabweichungen und Wahrscheinlichkeiten berechnet, die ihrerseits wiederum grafisch dargestellt wurden. Diese Tabellen, Häufungsschemata, Kurven und Graphen, die sich statt auf ein Einzelindividuum auf ein Kollektiv bezogen, konstruierten „Rasstypen“ oder „Rassenmerkmale“ nach dem Kriterium der Normalität (Kap. III.3).

Während fotografische Arbeiten von den deutschen Anthropologen eher nebenbei produziert wurden, waren sie genuiner Bestandteil des Wiener Projektes. Das „anthropologische Fotografieren“ vieler Hundert Kriegsgefangener führte, in Ergänzung zum kriminalanthropologischen Verfahren, zur Festlegung einer dritten zu fotografierenden „Norm“, zur Anfertigung

⁶ Vgl. Pöch 1915–1917.

⁷ Vgl. Hesch 1921, 1933; Rolleder 1939, 1943; Tuppa 1938, 1941; Wastl 1925, 1938; Weninger 1927, 1934, 1955; Weninger/Weninger 1959.

einer eigens für anthropologische Studien geeigneten Fotokamera und zur Einführung von fragmentierten Fotografien zu komparativen Zwecken. Die Dienste der Zeichnung für anthropologische Identifizierungszwecke in Abgrenzung zur Fotografie lassen sich zudem am Beispiel von Eickstedts Kriegsgefangenenforschung zeigen. Die Strategie des deutschen Anthropologen steht dabei der 1927 verwendeten Methode Josef Weningers entgegen, der zunächst Merkmale nach Fotos gruppierte und anschließend Berechnungen innerhalb dieser Auswahl durchführte (Kap. III.4). Das bei Martin unter „Plastische Reproduktion“ gefasste Verfahren des Gipsabgusses schließlich, bei dem Pöch sich methodisch mit dem neu erprobten „Abformen ganzer Köpfe“ profilierte, beschließt das Kapitel der anthropologischen Visualisierungen (Kap. III.5). Als dreidimensionale Studienobjekte sollten die Positive der Abformungen besser als Fotografien ermöglichen, Messungen und Beschreibungen morphologischer Merkmale von Köpfen und Gesichtern nachzuholen. Zugleich sind in diesen Abgüssen jedoch Widerstände gegen das wissenschaftliche Verfahren dokumentiert, die über ihre Anwesenheit im Abdruck auf die Abwesenheit der abgeformten Menschen, aber auch der spezifischen Forschungssituation verweisen. Sie sind gleichzeitig Zeugnisse einer Persönlichkeit und eines wissenschaftlichen Begehrens, „typische“ Exemplare zu gewinnen; eines Willens zu konstanten anthropologischen Formen und einer einzigartigen historischen Prozedur.

1. DIE INSZENIERUNG DES VERMESSENS: RÄUME, INSTRUMENTE, CHOREOGRAFIEN

Um die Kriegsgefangenen im großen Stil unter den wissenschaftlichen Vorgaben, die sich die Ausführenden zur Norm gemacht hatten, durchführen zu können, war eine aufwändige Form der Inszenierung nötig. Sie erstreckte sich auf Räume, Apparate, Personal und Kleidung ebenso wie auf Licht- und Schallverhältnisse. Da sich die Gefangenen entkleiden mussten, wurden grundsätzlich Innenräume gewählt, die auch für die Herstellung von Tonaufnahmen günstig waren. Unter freiem Himmel fand nur ein Teil der Filmaufnahmen statt.

Pöch versuchte, in dem jeweiligen Lager gesonderte Räume für die wissenschaftlichen Erhebungen einzurichten, in denen er und seine Mitarbeiter die Apparate, die Anordnung der zu untersuchenden Menschen, die technischen Verfahren und den zeitlichen Ablauf choreografieren konnten. Einen solchen idealen Ort für die Herstellung wissenschaftlicher Daten und Medien skizzierte Pöch in seinen Arbeitsberichten. Er empfahl die „Adap-



Abb. 13 und 14: Fotos aus dem Kriegsgefangenenlager Eger in Böhmen

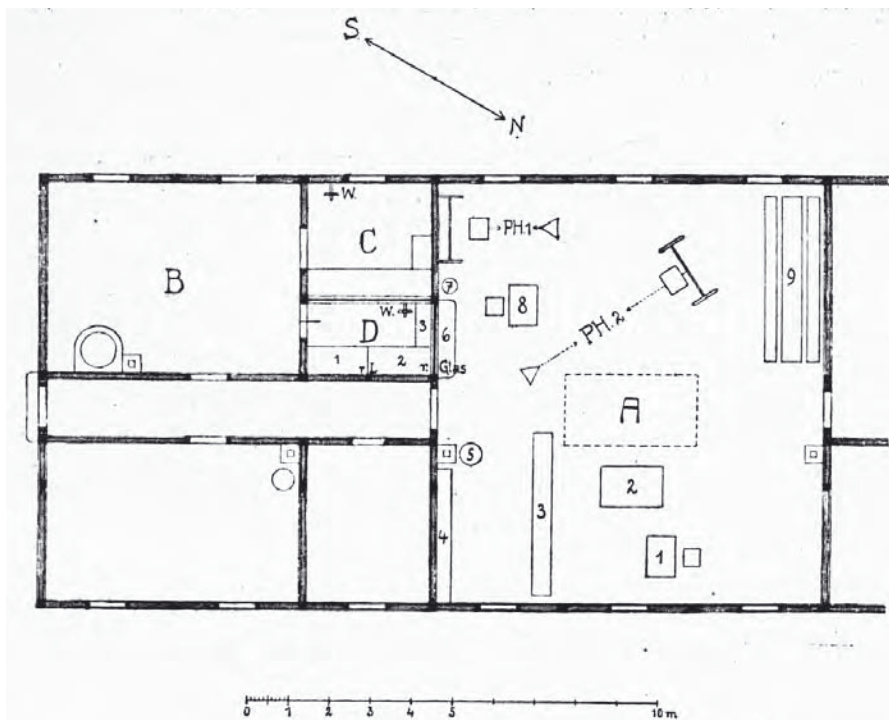


Abb. 2. Plan der Einrichtung einer Baracke zu anthropologischen Untersuchungen.

A. Großer, sechsfenstriger Saal zur anthropo-geographischen Aufnahme, Messung, Somatoskopie und Photographie.

- | | |
|--|---|
| 1. Tisch des Schreibers; | 6. Wandgestell für photographische Kassetten, Metronom u. dgl.; |
| 2. Podium für die Körpermessung; | 7. Waschbecken; |
| 3. Tisch zum Auflegen der Meßgeräte; | 8. Tisch zum Somatoskopieren; |
| 4. Wandgestell zum Trocknen der entwickelten Negative; | 9. Bänke und Tisch zur anthropo-geographischen Aufnahme. |
| 5. Ofen; | |

PH 1. Aufstellung des photographischen Apparates, Stuhles und Hintergrundes für Gesichtsaufnahmen,

PH 2. Aufstellung des photographischen Apparates, der Fußplatte und des Hintergrundes für Körperaufnahmen.

B. Zweifenstriger Nebenraum zum Gipsformen, gleichzeitig Depotraum für Kisten und Material.

Abb. 15: Pöchs Plan zur Einrichtung einer Untersuchungsbaracke in den Lagern

tierung und Einräumung einer Arbeitsbaracke für anthropologische Untersuchungen“, etwa die Umnutzung einer Sanitätsbaracke, in der alle Erhebungen parallel stattfinden konnten. (Abb. 13–15) In einem großen, durch mehrere Fenster belichteten Saal sollten die Aufnahme der Personalien, die anthropologischen Vermessungen und Untersuchungen sowie das Fotografieren stattfinden. Ein kleinerer Nebenraum diente zum Herstellen der Gipsabgüsse und ein kaum belichteter weiterer Nebenraum zur Verarbeitung der Negative und Fotografien.⁸ Ein derart für die Forschung zugereicherter Raum unterschied sich unter Umständen von Erhebungssituationen unter freiem Himmel auf Expeditionen, jedoch weniger von Krankenlagern, Gefängnissen und Polizeistationen, die in außereuropäischen Ländern zur Untersuchung von „Eingeborenen“ genutzt wurden (vgl. Kap. II.2).

In der räumlichen Inszenierung von Wissenschaftlichkeit und „Objektivität“ im Lager – inmitten einer militärischen und damit hochpolitischen Situation – agierte das wissenschaftliche Personal wie ein Teil des Inventars: Es war in weiße Kittel gekleidet, die es dem Erscheinungsbild von Ärzten gleichsetzten. (Abb. 16) Beim Abgipsen trugen die entsprechenden Forscher zusätzlich Kapuzen mit Gesichtsmasken. Alle Wissenschaftler waren mit Instrumenten und Apparaten ausgestattet, was die Gefangenen unweigerlich an Spitäler, Operationssäle oder sogar an Folterkammern denken lassen musste. Weninger berichtete 1938 rückblickend, dass die Kriegsgefangenen die Anthropologen zunächst „für eine ganz gefährliche Kommission auf Leben und Tod“ hielten, allmählich aber von den nicht-militärischen Absichten der Datenerhebung überzeugt werden konnten.⁹

Den bereit liegenden Instrumenten war zunächst nicht anzusehen, ob sie zum Öffnen und Verletzen des Körpers vorgesehen waren, oder (nur) zur Abtastung seiner Oberfläche dienten. Die Fotos der Gerätschaften, die Martin 1914 in seinem Lehrbuch publiziert hatte, evozieren auch chirurgische Instrumente. (Abb. 17–20) Seine Szenenfotos vom Vorgang des Vermessens heben den Unterschied zwischen dem agierenden, wie ein Arzt gekleideten und mit Gerätschaften bewaffneten Anthropologen und dem nackten, gänzlich unbewaffneten und zur erstarrten Körperhaltung verurteilten Untersuchten deutlich hervor. (Abb. 17 und 18) Insgesamt lehnt sich das Vorgehen der Anthropologen in den Lagern stark an eine naturwissenschaftliche Arbeitsweise an, ein Prädikat, das Pöch gerne für sich in Anspruch nahm. So hatte ihm bezüglich eines Vortrags über seine Südafri-

⁸ Vgl. Pöch 1915–1917, 3. Bericht, S. 90–93.

⁹ Vgl. Weninger 1938, S. 194.

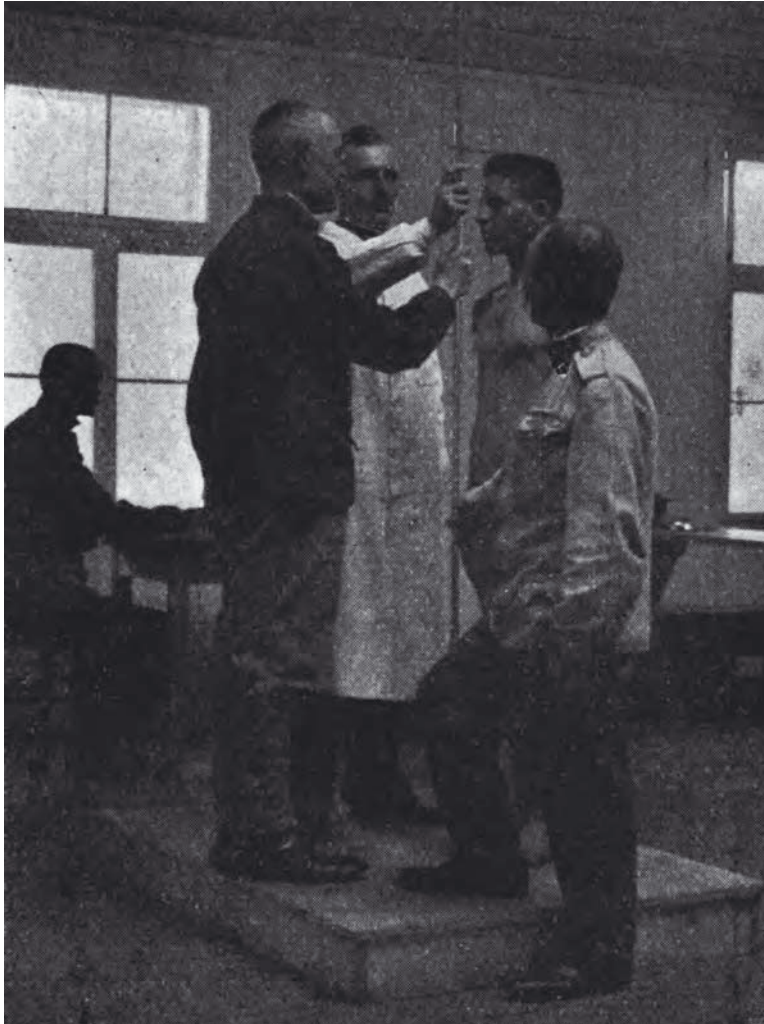


Abb. 16: Vermessung von Kriegsgefangenen

kareise der bekannte deutsche Anthropologe und Afrikareisende Gustav Fritsch 1910 attestiert, Pöch habe „die zum Teil verwickelten Fragen mit grösster Objektivität“ behandelt und sich von den üblichen „phantasmatischen Darstellungen desselben Gegenstandes“ durch „die kühle, vorurteillose Beobachtung des Naturforschers“ abgegrenzt.¹⁰

¹⁰ Vgl. Pöch 1910b, Diskussionsbeitrag von Gustav Fritsch, S. 362.

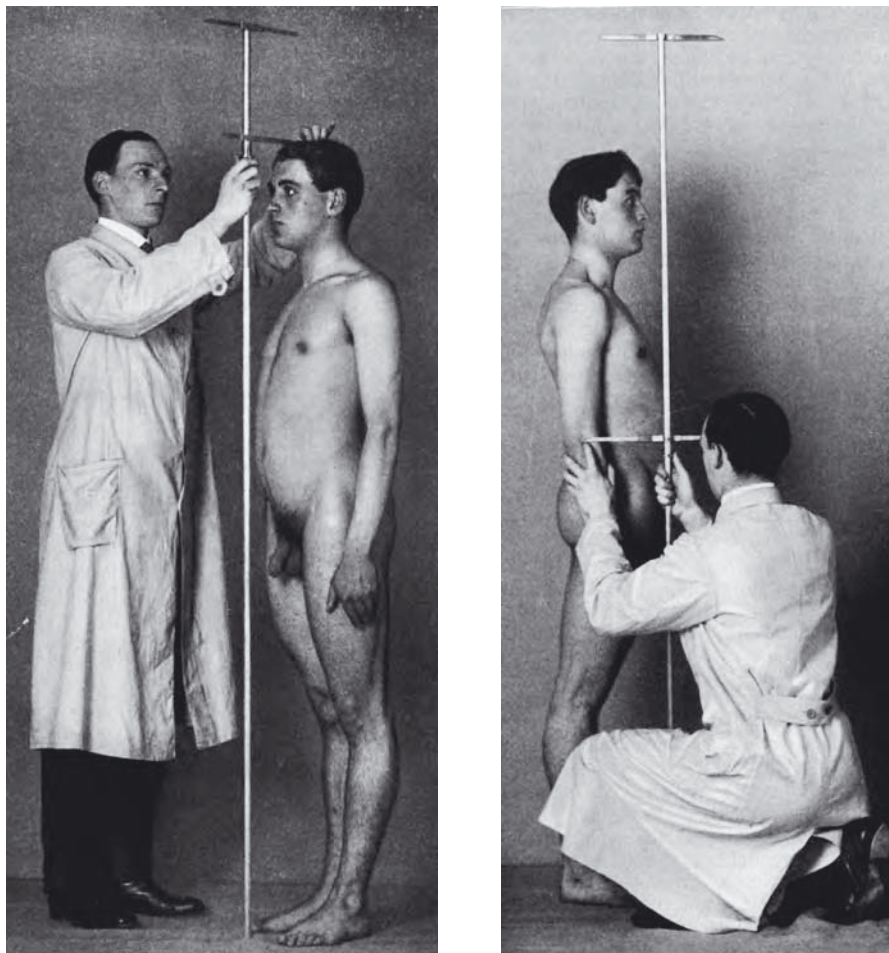


Abb. 17 und 18: Vermessung des Körpers mit dem Anthropometer nach Rudolf Martin (1914)

Im Lager Eger hatten Pöch und seine Mitarbeiter 1915 tatsächlich eine Sanitätsbaracke zugewiesen bekommen und einen Operationsaal zu ihrem Hauptarbeitsraum gemacht.¹¹ Um die von ihnen ausgewählten Gefangenen schnell und effektiv untersuchen zu können, hatten sie einen Parcours durch den Raum festgelegt. Zunächst nahm ein erster Mitarbeiter der Kommission die Personalien des jeweiligen Gefangenen auf. Danach musste dieser sich entkleiden. Ein zweiter Mitarbeiter markierte mit einem Dermographen – einem Zeichengerät, das auf der Haut schrieb – die festgelegten

¹¹ Vgl. Pöch 1915–1917, 1. Bericht, S. 221. Vgl. dazu sekundär Evans 2003.

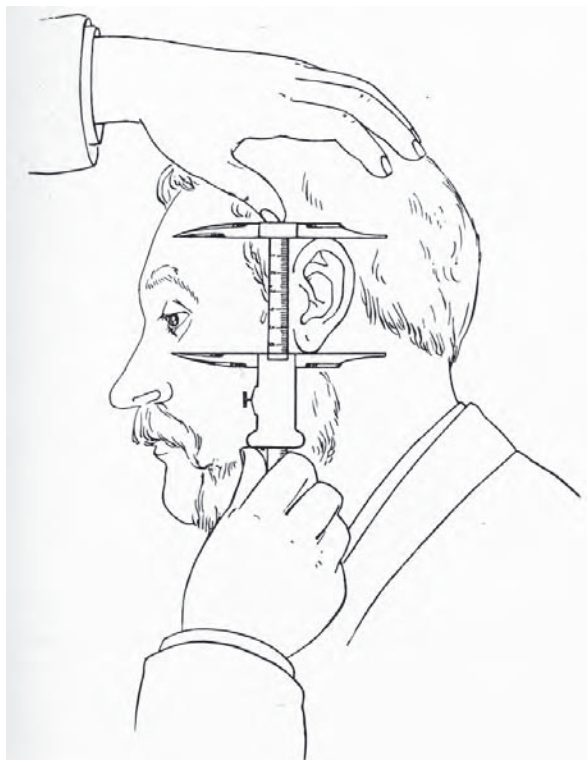
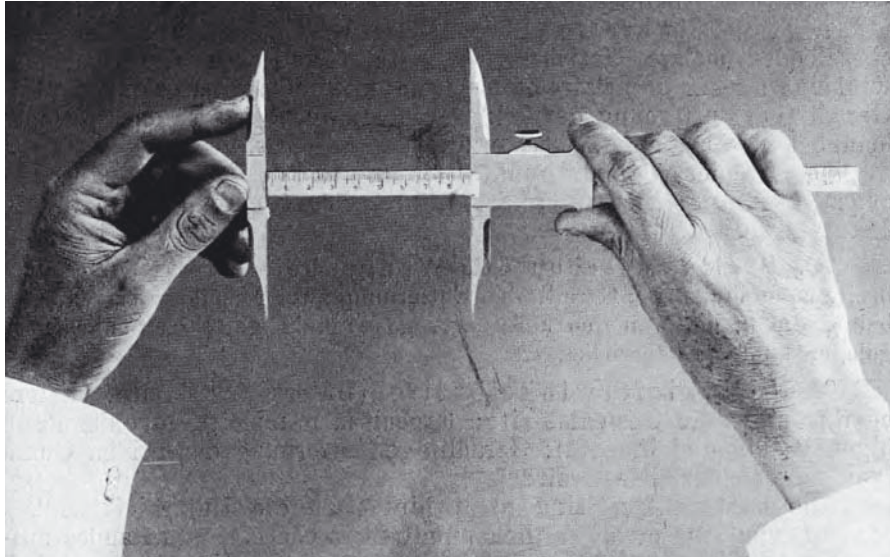


Abb. 19 und 20: Benutzung des Gleitzirkels nach Rudolf Martin

Messpunkte als Striche auf der Haut. Anschließend musste der Gefangene auf ein niedriges „Podium für die Körpermessung“ steigen, wo er von den Wissenschaftlern, ihren Tischen zum Schreiben und zum Ablegen der Instrumente sowie der Fotokamera umringt war. Die Anklänge dieses Verfahrens an die kriminalanthropologische Behandlung von Verbrechern, wie sie Susanne Regener in ihrer Arbeit über „fotografische Erfassung“¹² beschrieben hat, sind offensichtlich. Dennoch ist auch eine Analogie zur militärischen Musterung von Männern festzustellen, weswegen Avery Gordon in diesem Zusammenhang von einem „anthropometric service“ gesprochen hat.¹³

Der Kriegsgefangene hatte keinerlei Rückendeckung und war nackt den ihn umfassenden umgebenden Blicken ausgesetzt. Diese einschüchternde Inszenierung wurde durch die von dem Untersuchten verlangte militärische Haltung noch verstärkt. Der Gefangene sollte, so hatten schon Martins Illustrationen gezeigt, stehen wie ein Soldat:

„[...] in strammer Haltung mit geschlossenen Fersen und flach an die Seite der Oberschenkel angelegten Handtellern; sein Kopf wurde in der Augen-Ohr-Ebene orientiert. Nun begann die Messung. Ein Soldat hielt den Anthropometer und sorgte für dessen vertikale Stellung. Ein anderer Soldat, der Schreiber, rief die stets in derselben Reihenfolge wiederkehrenden Meßpunkte aus und der mit dem Messen beschäftigte Herr diktierte die am Anthropometer abgelesenen Zahlen; diese wurden dann vom Schreiber zur Kontrolle wiederholt und ins Meßblatt eingetragen.“¹⁴

Der Anthropometer war ein übermannshoher Messstab, mit dem die Körperhöhe als Ganze oder in Ausschnitten gemessen werden konnte. (Abb. 16–18) Während seiner Verwendung lagen auf einem langen Tisch weitere Messgeräte aus, die ebenfalls in rascher Folge zur Anwendung kamen: Stangenzirkel, Tasterzirkel und Gleitzirkel dienten zum Erfassen von kleineren Körpermaßen und Abständen. (Abb. 19 und 20) Pöch betonte in seinem Bericht, dass nach entsprechender Übung die Messung eines Individuums in 4 bis 6 Minuten durchführbar sei¹⁵ und es sich bewährt

¹² Vgl. Regener 1999.

¹³ Vgl. Gordon 2011, S. 133.

¹⁴ Pöch 1915–1917, 1. Bericht, S. 220f. Die Augen-Ohr-Ebene war eine festgelegte Form der Schädelfotografie in der „Frankfurter Horizontalen“, bei der der obere Rand des Ohrlochs auf eine Ebene mit dem unteren Rand der Augenhöhlenfurche gebracht wurde.

¹⁵ Vgl. Pöch 1915–1917, 1. Bericht, S. 222.

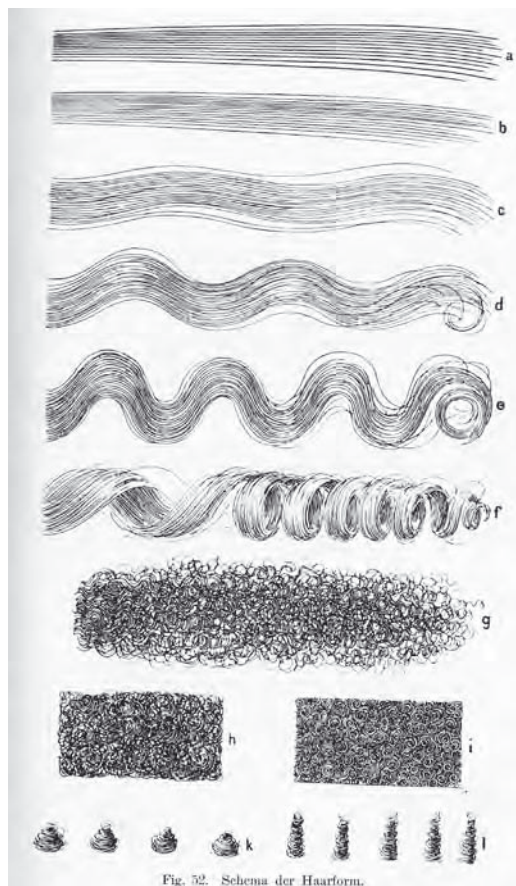
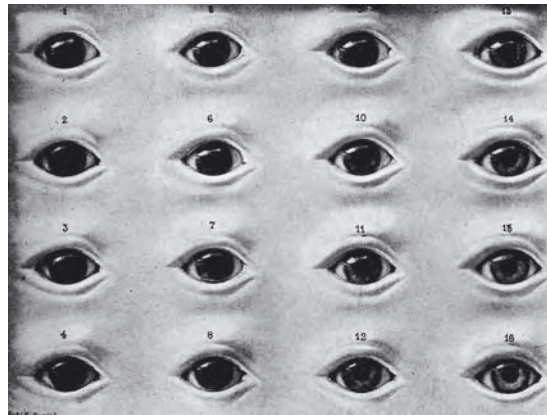


Fig. 52. Schema der Haarform.

Abb. 21 und 22: Tafel der Augenfarben und Haarformen nach Rudolf Martin

habe, für die Aufnahme der Personalien, die Messung und die „somatoskopischen Untersuchungen“ verschiedene „Herren“ einzusetzen.¹⁶

Nach der Körpermessung wurden an dem immer noch nackten Kriegsgefangenen die „somatoskopischen Untersuchungen“ vorgenommen, also jene Informationen gesammelt, die nicht durch Messung, sondern durch Beschreibung erzielt wurden. Diese physischen Merkmale – die Farbe von Augen, Haar und Haut, die Formen von Kopf, Augen, Ohren, Nase und so fort – konnten nur in der Relation zueinander beschrieben werden. Um eine Vergleichbarkeit der Ergebnisse zu gewährleisten, wurden dafür standardisierte Vorlagen eingesetzt. Die Wiener Wissenschaftler verwendeten neben dem „Martinschen Meßblatt“ und Signalement (Begriff nach Bertillon) die „von Luschansche Hautfarbentafel“, die „Martinsche Augenfarbentafel“ und die „Fischersche Haarfarbentafel“. (Abb. 21 und 22) Auch der Ernährungs- und der Gesundheitszustand sowie auffällige „Deformierungen“ und „Anomalien“ der Untersuchten wurden im ganz ärztlich-anatomischen Sinne vermerkt.¹⁷ Nachdem bei den meisten Gefangenen auch Hand- und Fußabdrücke genommen worden waren, konnten diese sich ankleiden, wenn sie nicht später noch fotografiert wurden. Es folgte schließlich eine detaillierte Beschreibung von Kopf, Gesicht und Zähnen sowie Händen, Fingern und Fingernägeln. Von seinem ehemaligen Lehrer Luschans bezog Pöch dazu „das Nasenschema“, das „viel praktischer“ sei als jenes von Martin, sowie Ratschläge zum Optimieren der Messinstrumente.¹⁸

Pöch selbst entwarf zudem im Verlauf der Kriegsgefangenenforschungen Schemata zu den Formen des Gesichts und des Augenlids in Tafelform, die er auch für den universitären Unterricht und die Unterweisung seiner Assistenten benutzte.¹⁹ (Abb. 23 und 25) Darin besteht die Neuerung, die die Wiener „anthropologische Studienkommission“ in die somatoskopische Methodik einführte: einer Standardisierung der zu beschreibenden Kopf- und Gesichtsmerkmale. Pöch's Unterscheidung von zehn verschiedenen Gesichtsformen, die er jeweils mit einem Beispielfoto illustrierte, waren so konsensfähig, dass sie in schematisierter Form in die zweite Auflage des Martin'schen Handbuches (1928) übernommen wurden. (Abb. 24 und 26) Besondere Sorgfalt verwendete Pöch bei den Kriegsgefangenenforschungen auf die Augen und speziell das Augenlid, da dieses Träger von Merk-

¹⁶ Vgl. ebd., S. 225.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 223.

¹⁸ STBNL, Karte Pöch's aus dem Kriegsgefangenenlager Theresienstadt an Luschans vom 1.10.1915, Bl. 214.

¹⁹ STBNL, Schreiben Pöch's an Luschans vom 3.7.1916, Bl. 228f.

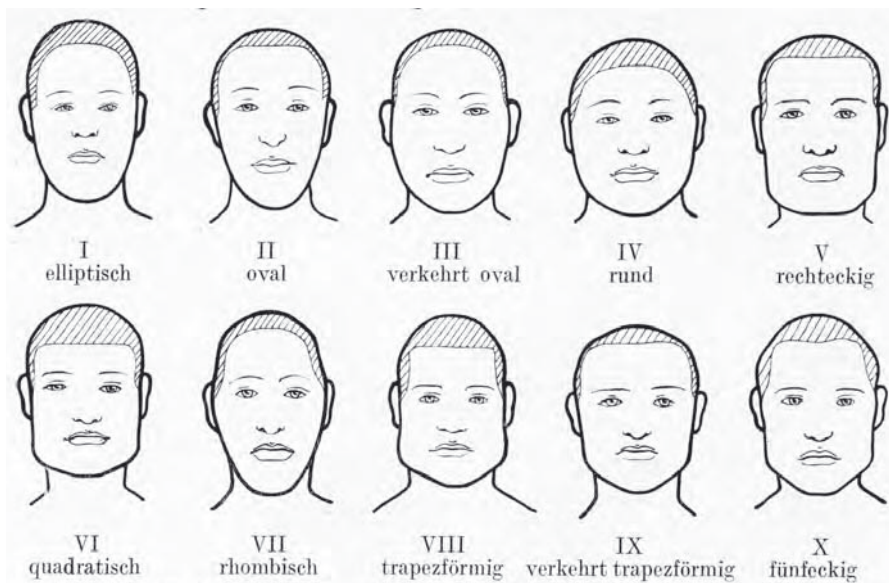
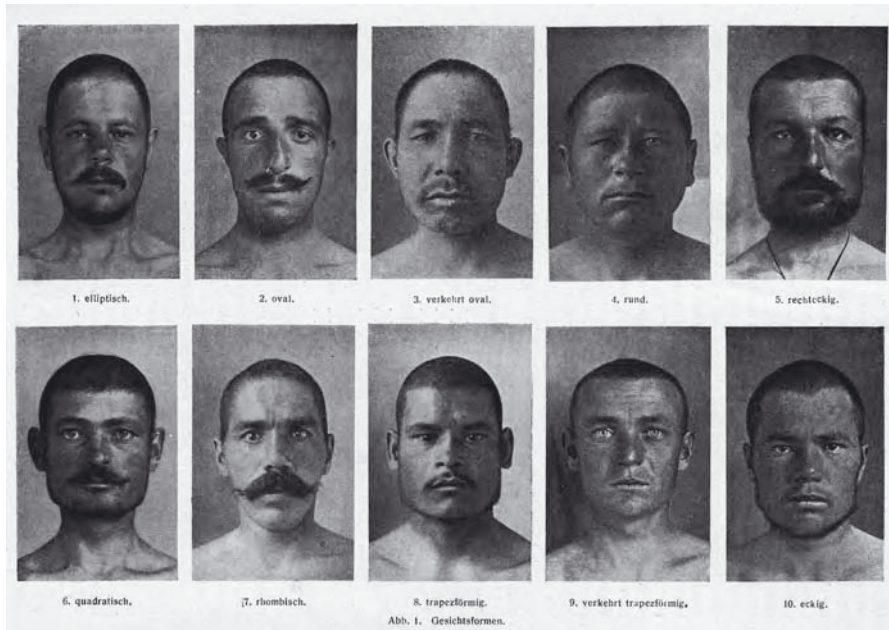


Fig. 81. Gesichtsformen in der Frontalansicht. (Nach PÖCH; schematisierte Zeichnung von E. BIRNBACH.)

Abb. 23 und 24: Gesichtsformen nach Rudolf Pöch (oben), übernommen in Rudolf Martins *Lehrbuch* von 1928 (unten)

malen sei, „welche Beimischungen mongolischen Blutes besonders leicht verraten“²⁰. Das eigens entworfene Augenlidschema differenzierte Pöch immer weiter aus. In seinem zweiten Arbeitsbericht publizierte er eine Fotoreihe, die zwölf verschiedene Augenlidformen dokumentierte, danach erstellte er gemeinsam mit Weninger ein Schema zur Bezeichnung und Messung der Lider. Noch während des Krieges entstanden zudem standardisierte Beschreibungsformeln für die Formen des Bartes, der Nase und des Ohrs.²¹

Die Ausprägungen des Gesichts waren besonders aussagekräftig für die „Rassendiagnose“, wie Pöch und Weninger annahmen: „Es gibt doch keine Rasse ohne bestimmte Merkmale des Gesichts.“²² Theoretisch begründete sich dies in der von den Ergebnissen der experimentellen Vererbungslehre beeinflussten Auffassung, dass Körperteile wie die Nase oder das Auge nicht als geschlossene Form, sondern nur in einzelnen Elementen vererbt würden. Weninger formulierte: „Wenn sich nicht die ganze Form vererbt, wenn sich die einzelnen Merkmale, welche diese Form zusammensetzen, getrennt vererben, so müssen wir eben daran gehen, die Formen, welche wir morphologisch sehen, auch in ihre einzelnen Merkmale aufzulösen.“²³

Im Umkehrschluss glaubten die Anthropologen, sich durch Isolation und Herleitung der einzelnen Merkmale der Formenkombination den angenommenen „Urrassen“ nähern zu können. Sie rückübersetzten Vorgänge der Vererbung auch durch visuelle Verfahren. Vor allem Josef Weninger arbeitete nach dem Krieg unter anderem an der Ausdifferenzierung der „Falten und Furchen im Gesichte“ und an Zergliederungsschemata für Nase und Ohr, die er 1924 in einem Aufsatz mit dem Titel „Leitlinien zur Beobachtung der somatischen Merkmale des Kopfes und Gesichtes am Menschen“²⁴ publizierte. (Abb. 27 und 28) Hierzu gehörte auch ein zweiter, von Pöchs Witwe Hella Pöch verfasster Teil über das Augenlid-Schema, das sie nach seinem Tod weiter entwickelt hatte²⁵ und das ebenfalls in die Martin'sche Neuauflage von 1928 übernommen wurde.²⁶ (Abb. 29 und 30) In allen 1924 publizierten Schemata, die auf der Grundlage der Kriegsgefangenenforschungen entstanden waren, wurden den einzelnen Parametern eines Körperteils Buchstaben zugewiesen – so etwa der Höhe des Nasen-

²⁰ Pöch, 1915–1918, 1. Bericht, S. 225.

²¹ Vgl. Pöch 1915–1917, 3. Bericht, 1917, S. 83.

²² Weninger 1924, S. 232.

²³ Hella Pöch/Weninger 1924, S. 232.

²⁴ Vgl. Hella Pöch/Weninger 1924.

²⁵ Vgl. Hella Pöch/Weninger 1924, S. 262ff.

²⁶ Vgl. Martin 1928, Fig 216 und 217.



Abb. 25: Formen des Augenlids nach Rudolf Pösch



Abb. 26: „Augenlidschema nach R. und H. Pöck“, übernommen in Rudolf Martins *Lehrbuch* von 1928

flügels der Buchstabe a, dem unteren Ansatz des Nasenflügels der Buchstabe b, dem hinteren Ansatz des Nasenflügels der Buchstabe c – und den zugehörigen Qualitäten Ziffern – so etwa 1 für hoch und 2 für niedrig. War die Höhe eines Nasenflügels (a) mit niedrig (2) zu beschreiben, ergab sich

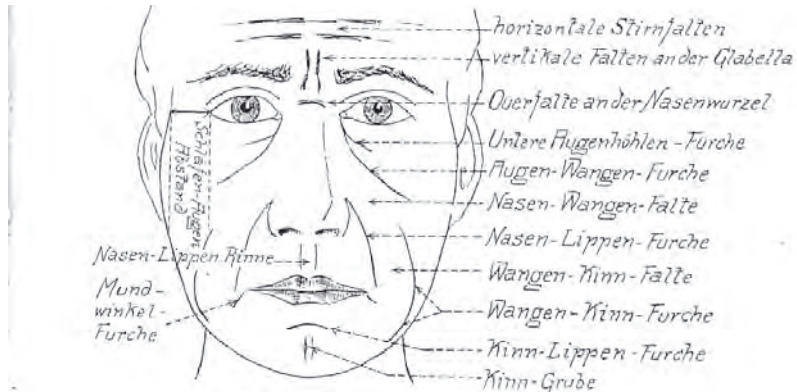


Abb. 2. Die Falten und Furchen im Gesichte und der Schläfen-Augenabstand.

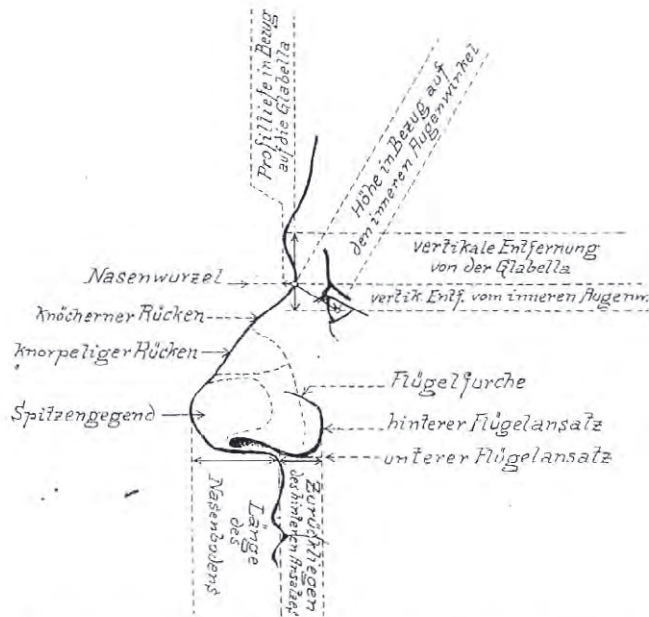


Abb. 5. Schematische Zeichnung der knöchernen, knorpeligen und äußeren Nase in der Profilsansicht. Nasenwurzel, knöcherner Rücken, Knochenknorpelgrenze, knorpeliger Rücken, Übergang in die Spitzengegend, Spitzengegend, Übergang ins Septum, Septum, Ansätze der Nasenflügel und Flügel furche.

Abb. 27 und 28: Schemata für Merkmale des Gesichts nach Josef Weninger

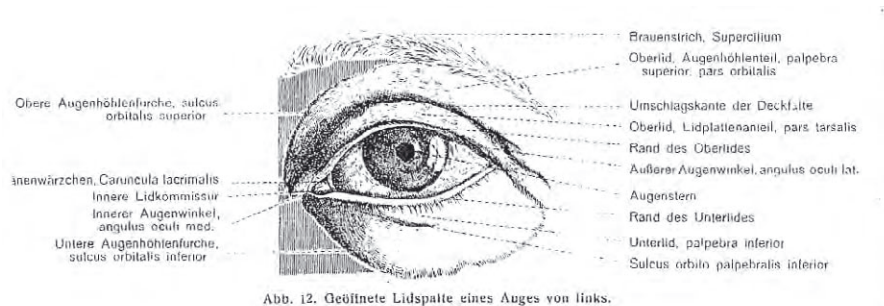


Abb. 12. Geöffnete Lidspalte eines Auges von links.

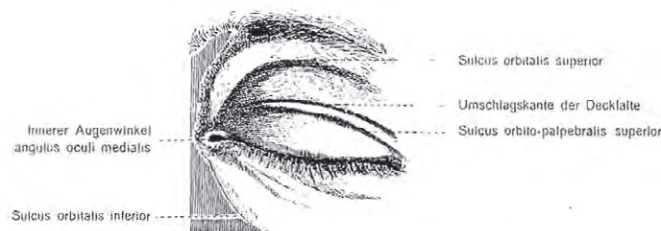


Abb. 13. Geschlossene Lidspalte eines Auges von links.

Abb. 29 und 30: Augenlidschemata nach Hella Pöch

als Codierung für diese Beschreibung der Buchstaben-Zahlen-Code a_2 .²⁷ Die Deskriptionen von nicht-messbaren physischen Merkmalen wurden immer differenzierter, jedoch zugleich abstrakter. Die gereihten Codierungen produzierten eine eigene fachspezifische Zeichensprache und näherten sich in der Schrift einer mathematischen Schematisierung. Die beschreibenden Worte waren in dieser Ausprägung einer Methode der Klassifizierung über Beschreibung getilgt. (Abb. 25 und 26)

Nachdem der Gefangene die Prozeduren der Vermessung (Somatometrie) und Beschreibung (Somatoskopie) durchlaufen hatte, musste er möglicherweise für eine fotografische Aufnahme weiterhin nackt bleiben. Bei Halbporträts wurde sein Körper durch einen eigens konstruierten Stuhl, sein Kopf durch einen „Kopfhalter“ in der gewünschten Position gehalten – er wurde also für das Foto regelrecht eingerichtet. Bei einigen Personen folgte zuletzt das Abformen von Händen und/oder Füßen und/oder Kopf in Gips. Vor allem das Bedecken des Gesichts mit Gipsmasse, die die freie Atmung einschränkte, stellte eine körperlich wie sozial äußerst bedrückende Situation für die ausgelieferten Gefangenen dar.

²⁷ Vgl. Hella Pöch/Weninger 1924, S. 252.

Die anthropometrische Untersuchung von Menschen ist mit ihren Anklängen an die kriminalanthropologische Behandlung von Verbrechern zurecht mit einem Verhör in einer Polizeistation verglichen worden. Im Interesse der Wissenschaft wurde jedoch meist nicht eine „Rassenzugehörigkeit“ ermittelt, sondern die Untersuchten wurden aufgrund ihrer *vorausgesetzten*, per Augenschein identifizierten oder vermuteten „Rassenzugehörigkeit“ überhaupt in die Untersuchungssituation gebracht: „Nichts muss erwiesen werden, nichts wird verhandelt. Die ‚Befragten‘ haben keinerlei Anteil an der Suche nach der angenommenen Wahrheit ‚rassischer Zugehörigkeit‘ [...]“²⁸ Die biografischen und familiären Angaben der ausgewählten Personen werteten die Wissenschaftler im Zusammenhang mit Mess- und Beschreibungsdaten aus, und die letztliche Bezeichnung des „Typus“ oder der „Rasse“ stimmte nicht mit der Selbstbezeichnung der jeweiligen Person überein. Die räumliche und prozessuale Choreografie der Untersuchung umfasste das Einordnen und Registrieren, das Beschreiben und das Abbilden der Gefangenen in jener intrinsischen Verbindung von *logos* und *icon*, die Paul Gilroy als Charakteristikum der Rassenforschung benannt hat.²⁹

In den Lagern sprach sich schnell herum, was die anthropologische Kommission mit den Gefangenen tat, und es traten entsprechende Gegenreaktionen auf. Pöchs offizielle Berichte enthalten allerdings keine Informationen über Schwierigkeiten mit den Beforschten. Lediglich ein Hinweis auf die „Verfügbarkeit“ der Gefangenen – „Die Leute sind da und stehen zur Verfügung.“³⁰ – lässt vermuten, dass viele sich dem Verfahren nicht freiwillig unterzogen. Informationsbruchstücke über solche Widerstände sind einer anderen Quelle zu entnehmen, den persönlichen Briefen Egon von Eickstedts an seinen Doktorvater Luschan. Nachdem Pöchs erster Bericht über die Wiener Kriegsgefangenenforschungen im Sommer 1915 publiziert worden war, fühlten sich die Anthropologen im Deutschen Reich im Zugzwang. Es wäre, so formulierte Rudolf Martin gegenüber Luschan, „auch wirklich traurig“, wenn die Deutschen diesbezüglich nicht „leisten würden, was Poech in Österreich gelang“.³¹

Luschan forcierte daraufhin den Einsatz deutscher Anthropologen in Lagern und erwirkte für seinen Doktoranden Eickstedt die Erlaubnis, ab Anfang 1916 im Rahmen der Phonographischen Kommission Messungen

²⁸ Vgl. Hoffmann 2011a, S. 84.

²⁹ Vgl. Gilroy 2000, S. 35.

³⁰ Vgl. Pöch 1916a, S. 989.

³¹ STBNL, Brief Rudolf Martins an Luschan vom 16.4.1917.

in verschiedenen deutschen Lagern durchzuführen. Eickstedts Briefen zufolge waren wenige Gefangene widerstandslos bereit, sich zu entkleiden und von europäischen Wissenschaftlern oder ihren Instrumenten berühren zu lassen. Im Januar 1916 vermaß er „russische Juden“, die jedoch wenig „Gefallen an der Anthropologie“ fanden, wie er Luschan schrieb: Sie „suchen sich vor meinen netten Messungen auf alle mögliche Weise zu drücken. Ich muss stets von neuem Überrumpelungen mit List u. Cigaretten vornehmen.“³² Schon wenig später, so Eickstedt weiter, hatte sich unter den Lagerinsassen herumgesprochen, warum sie zum Gesprächszimmer zitiert wurden, und sie liefen „der Ordonnanz einfach fort“.³³

Im Politischen Archiv des Deutschen Auswärtigen Amtes ist ein Fall dokumentiert, in dem auch von offizieller Seite Widerspruch gegen die Messungen eingelegt wurde. Im Mai 1916 schrieb das India Independence Committee, ein im Deutschen Reich aktiver Exilzusammenschluss von Verfechtern der indischen Unabhängigkeit, die unter anderem im „Halbmondlager“ in Wünsdorf tätig waren, an das Deutsche Auswärtige Amt:

„We learn that Professor von Luschan intends to carry out anthropological measurements among the Indian troops in Wünsdorf Lager and that he insists on doing this in spite of advice received from certain well-known Professors of the Berlin University. We wish to point out the extreme danger of the plan proposed to be carried out by Professor von Luschan and we think that the strongest possible official steps should be taken to prevent it. The Sikhs especially will strongly resist on religious grounds any attempt made by Europeans to touch any part of the body and more particularly the head. Further, such measurements are associated by Indians with criminals. We beg to warn the Government that the laudable scientific curiosity of German Professors will be attended with very unpleasant consequences.“³⁴

Der handschriftlich eingefügte Name „Lüders“ weist darauf hin, dass sich der Orientalist Heinrich Lüders, Professor an der Berliner Universität und mit der Leitung der Abteilung indische und mongolische Sprachen innerhalb der Königlich Preußischen Phonographischen Kommission betraut, gegen die geplanten Vermessungen Luschans verwendet hatte. Zeitgleich berichtete ein anderes Mitglied der Phonographischen Kommission, Carl

³² STBNL, Schreiben Eickstedts aus dem Lager Groß-Breesen bei Guben an Luschan vom 11./12.1.1916.

³³ STBNL, Karte Eickstedts an Luschan vom 13./14.1.1916.

³⁴ AABPA, WK 11s, R 21256, Bd. 12, Bl. 271, Schreiben des India Independence Committee vom 31.5.1916 an Baron von Wesendonk.

Meinhof, Experte für afrikanische Sprachen, er habe den Eindruck, „dass Lüders in wirklicher Sorge ist, was seine Inder zu den Messungen sagen werden“.³⁵

Die Drohung des India Independence Committee hatte wenig Erfolg. Der im Auswärtigen Amt für die Angelegenheit zuständige Hauptmann Nadolny notierte: „Es haben sich eine Anzahl von Leuten freiwillig bereit erklärt, sich für anthropologische Untersuchungen zur Verfügung zu stellen. Dagegen bestehen keine Bedenken. Die Inder sind verständigt worden.“³⁶ Tatsächlich führte Eickstedt für seine Dissertation einige Monate später, zwischen Dezember 1916 und März 1917, Körpervermessungen an den in Wünsdorf internierten Sikh durch. Ob dagegen weitere Protestaktionen unternommen wurden, geht aus den Akten des Auswärtigen Amtes nicht hervor.

Dass die Körpermessungen in den deutschen Gefangenenlagern nicht wie geplant geheim blieben, belegt eine 1915 veröffentlichte Karikatur. Sie zeigt eine Szene aus dem Gefangenenlager in Döberitz bei Dallgow, nahe Berlin (Abb. 31): Ein alter Anthropologe im Arztkittel vermisst mit einem Zirkel den Kopf eines Schwarzen, während dieser sich mit einem daneben wartenden zweiten Schwarzen unterhält. Auf die Frage, was der Alte für ein Mann sei, antwortet der Vermessene: „Is sik Naturforscher.“ Darauf entgegnet der schwarze Zuschauer: „Naturforscher? – Ah, die hebben ick zu Hause immer so gern gefressen.“ Die Karikatur bestätigt das Klischee des sich wichtig nehmenden und mit Messinstrumenten ausgestatteten Naturforschers ebenso wie das Klischee des Schwarzen als barbarischer Menschenfresser. Sie weist auf historische Wahrheiten hin, die Vermessung von Kriegsgefangenen durch „Naturforscher“ in Gefangenenlagern und das Eindringen ebensolcher „Naturforscher“ in die Heimat dieser Kriegsgefangenen vor dem Ersten Weltkrieg. Zugleich wird die Perspektive aber auch gewendet: Die Machtposition liegt in der imaginierten Szene nicht nur beim Forscher und seinen Instrumenten, sondern geht zum Teil auf die Untersuchten über. Die Gefangenen dürfen sprechen, während der Forscher schweigt, und indirekt drohen, ihn durch „Auffressen“ – ihre „archaische“ Macht – mitsamt seiner „Schrift-Macht“ auszulöschen.

Im Rahmen des Kriegsgefangenenprojekts gab es aus der Perspektive der Forscher nicht nur Schwierigkeiten bei der Auswahl der zu Vermessenden aus der Masse der Internierten, sondern auch bei der praktischen Durchführung des eigentlichen Messvorgangs. Während Pöchs offizielle

³⁵ STBNL, Schreiben Carl Meinhofs an Luschan vom 5.6.1916.

³⁶ AABPA, WK 11s, R 21256, Bd. 12, Bl. 272, Antwortschreiben Nadolnys.

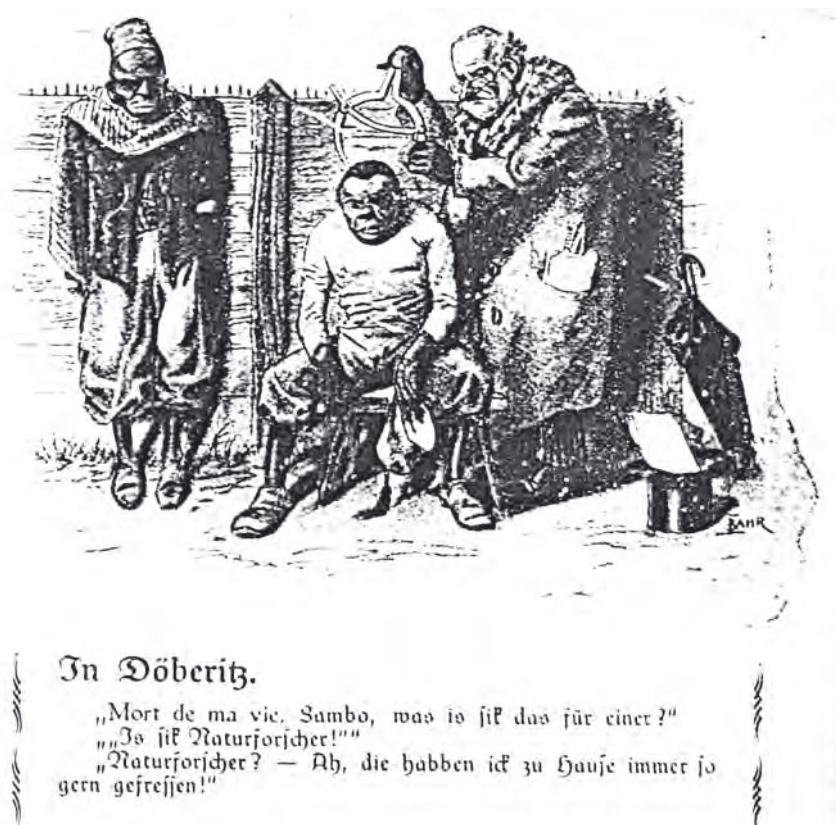


Abb. 31: Deutsche Karikatur von 1915

Berichte hauptsächlich Erfolge vermelden und Verbesserungen der Methodik beschreiben, geben Eickstedts tagebuchartige Briefe Aufschluss darüber, welche Probleme zu Änderungen der Methoden führten. Im Januar 1916 schrieb er an Luschan: „Warum wird die Jochbogenbreite u. Unterkieferwinkelbreite nicht genommen?“³⁷, und wurde umgehend aufgefordert, dies nachzuholen.³⁸ Im Februar berichtete er aus dem Kriegsgefangenenlager in Erfurt:

„Ich messe hier täglich im Durchschnitt 14 Mann u. habe heute No. 315 erreicht. Es sind dabei etwa 12 Esthen u. Letten. Ich denke, am folgen-

³⁷ STBNL, Schreiben Eickstedts aus dem Lager Groß-Breesen bei Guben an Luschan vom 3.1.1916.

³⁸ Vgl. STBNL, Schreiben Eickstedts aus dem Lager Groß-Breesen bei Guben an Luschan vom 6.1.1916.

den Donnerstag fertig zu sein. Ich möchte allerdings sehr gern noch marokkanische, französische u. englische Juden messen. Die vergleichenden Resultate müssten hochinteressant sein. [...]

Bisher habe ich die Handbreite bei geballter Faust gemessen. Mir scheint es, als gäbe die gestreckte Hand sichere Zahlen. Wie soll ich verfahren? Die neuen Masse würden etwas kleiner u. mit den alten nicht vergleichbar sein. [...]

Zwischen Körper- u. Knöchelhöhe scheint doch eine Relation zu bestehen, die jedoch nicht selten Ausnahmen erleidet.³⁹

Während der Messungen hatte Eickstedt konstatiert, „[ü]ber die Ohrhöhe des Kopfes ärgere ich mich andauernd“⁴⁰ und daher bei der Auswertung entschieden, wegen der hohen Wahrscheinlichkeit von Messfehlern „auf dieses schwierige und unzuverlässige Maß überhaupt zu verzichten“.⁴¹ Die Methode des Vermessens war zwar standardisiert worden, aber vor allem in der Praxis nicht problemlos anwendbar. Während der Kriegsgefangenenforschungen konnte sie nicht grundsätzlich modifiziert werden, da Änderungen im Vorgehen die Vergleichbarkeit der Resultate beeinträchtigt hätten. Zugleich weisen Eickstedts Überlegungen darauf hin, dass eine Überprüfung der Messmethoden während ihrer Durchführung nötig war. Pöch äußerte im April 1916 gegenüber Luschan, der Sinn der Kriegsgefangenenuntersuchungen sei neben der Materialerfassung, dass sich daraus „immer wieder Änderungen und Verbesserungen der Methode und der Technik [...] ergeben“⁴² würden. Pöch und sein Assistent Josef Weniger optimierten die anthropologischen Verfahren während des Weltkriegs. Alle diese Modifikationen jedoch bewegten sich innerhalb des methodisch durch Martin vorgegebenen Rahmens, so dass die Verfahren als solche nicht in Frage gestellt wurden.

2. MESSBÖGEN: DIE KONSTRUKTION VON „TYPEN“

Die erste und zentrale Aufzeichnung, die die Wiener anthropologische Kommission von jedem Kriegsgefangenen herstellte, war der Messbogen,

³⁹ STBNL, Schreiben Eickstedts aus dem Lager Erfurt an Luschan vom 4./5.2.1916.

⁴⁰ STBNL, Schreiben Eickstedts an Luschan vom 3.1.1916.

⁴¹ Eickstedt 1921, hier S. 328. Eickstedt übernahm insgesamt 20 der von Martin als besonders wichtig bezeichneten 22 Maße und fügte weitere 25 hinzu. Von jeder Person nahm er somit 45 Maße, die nach Martins Vorgaben nummeriert wurden.

⁴² STBNL, Karte Pöchs aus dem Kriegsgefangenenlager Hart bei Amstetten (Niederösterreich) an Luschan vom 16.4.1916, Bl. 246.

das sogenannte „somatologische Beobachtungsblatt“. Auf ihm versammelten sich alle vermeintlich „objektiven“ Daten, die von einer Person erhoben wurden. Alle weiteren Aufzeichnungen – vor allem Fotografien, Gipsabguss und Phonogramm – waren auf ihnen verzeichnet und an diese angeschlossen. Sie bekamen keine eigenen Nummern, sondern erhielten dieselbe „Anthropologische Nummer“, die der Messbogen links oben neben der militärischen Kriegsgefangenennummer auswies. Die „Anthropologischen Nummern“ dienten in späteren wissenschaftlichen Arbeiten zur Bezeichnung des „Quellenmaterials“.

Pöch orientierte sich bei den Forschungen in den Kriegsgefangenenlagern im Wesentlichen an den Messvorgaben aus Martins Lehrbuch, reduzierte jedoch dessen Umfang und übernahm zunächst 32 Maße pro Mensch „als obligat“.⁴³ Bereits im Sommer 1915 erbat Luschan das von den Wiener Anthropologen verwendete Messblatt, um sich daran bei den im Deutschen Reich anvisierten Messungen orientieren zu können; im Oktober ersuchte er offiziell um die Erlaubnis, „anthropometrische Unternehmungen“ in Gefangenenlagern des Deutschen Reichs durchführen zu dürfen. Dafür kämen, so schrieb Luschan an das Ministerium für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten, „in erster Linie die ‚farbigen‘ Franzosen und Engländer, besonders Leute aus dem Senegal, die Nordafrikaner und die dunklen Inder in Betracht sowie die innerasiatischen Russen“.⁴⁴ Pöch bestätigte Luschan, dass es „sehr erwünscht“ sei, „wenn die Untersuchungen in Österreich-Ungarn und im Deutschen Reiche einheitlich und sich gegenseitig ergänzend durchgeführt würden“.⁴⁵ Diese Synchronizität, die Luschan und Pöch gemeinsam anstrebten, war nötig, um die Forschungsergebnisse vergleichbar zu machen und späteren statistischen Berechnungen eine kompatible Grundlage zu verschaffen.⁴⁶ Zugleich bedeutete sie auch, dass keine wesentlichen Änderungen an diesem System vorgenommen werden

⁴³ Vgl. Pöch 1915–1917, 1. Bericht, S. 235.

⁴⁴ Vgl. Schreiben Luschans vom 22.10.1915 an das Ministerium für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten, das von Mappius am 8.1.1916 an Wilhelm Waldeyer als Vorstand des Anatomischen Instituts Berlin weiterleitete, Hervorhebung im Original; AHUB, Anatomisch-Biologisches Institut, Bd. 8, Erlasse des Ministerium für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten, o.p. Für den Hinweis auf dieses Dokument danke ich sehr herzlich Herrn Dr. Holger Stoecker.

⁴⁵ STBNL, Karte Pöchs aus dem Kriegsgefangenenlager Reichenberg an Luschan vom 29.8.1915, Bl. 210.

⁴⁶ Den Vordruck der Wiener Anthropologischen Kommission nebst Ausfüllhinweisen wollte Luschan der preußischen Heeresverwaltung bei der Einleitung des deutschen Forschungsprojektes vorlegen. Vgl. STBNL, Schreiben Pöchs aus dem Kriegsgefangenenlager Reichenberg an Luschan vom 13.9.1915, Bl. 212f.

konnten, ohne die Vergleichbarkeit der Messreihen zu gefährden. Doch optimierten Pöch und Weninger im kleineren Umfang das „somatologische Beobachtungsblatt“ immer weiter. Ende 1916 konstatierte Pöch, „daß sich im Laufe der Untersuchungen die Methoden wesentlich verbessert haben, ohne daß jedoch so weitgehende Abänderungen notwendig waren, welche die Vergleichbarkeit des früheren mit dem neueren Material in Frage stellen würden“.⁴⁷

In einem ersten Schritt nahm die Wiener anthropologische Kommission die Personalien und weitere persönliche Daten der für die Forschungen ausgesuchten Gefangenen auf. Die Anthropologen befragten den Einzelnen nach seinem Namen und Alter, seinem Geburts- und Wohnort, nach Beruf, Religion, Muttersprache und sonstigen Sprachkenntnissen, eventueller Ehefrau und Kindern sowie nach beiden Eltern. Auf dem Messblatt wurde jedoch als erste Information nach den Nummern nicht der Name eingetragen, sondern der „Volksstamm“. Die genauen Angaben zum Geburtsort und „Volksstamm“ wurden auch von Vater und Mutter erhoben. Sofern ihr Geburtsort nicht derselbe war, wurde die Entfernung zwischen diesen beiden Orten erfragt, so berichtete Pöch, „um Mischungen im letzten Gliede nicht zu übersehen. Diese Ermittlung hatte den Zweck, einigermaßen über den Grad der Rassenreinheit und einer relativen Inzucht Aufschluß zu erhalten [...]“⁴⁸. Hieran ist ablesbar, dass es den Wiener Anthropologen bei der Personalienaufnahme zumindest indirekt um Fragen der Vererbung ging. Zur „Bestimmung der geographischen und ethnographischen Zugehörigkeit des zu Messenden“⁴⁹ wurde besonders genau nach dem Herkunftsort gefragt. Für die Notierung von Bezirk (Wolost), Kreis (Ujesd) und Gouvernement des russischen Geburts- und Wohnortes wurde sogar ein zusätzliches „geographisches Blatt“ verwendet.

Nach den Erfahrungen mit den ersten Messreihen entwarfen Pöch und Weninger bereits bei ihrer zweiten Reise durch die Kriegsgefangenenlager im September 1915 ein „abgekürztes Messblatt“, um dort eine große Anzahl an „Groß-“ und „Kleinrussen“ effizienter untersuchen zu können. Diese Fassung wurde in den *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft* publiziert. (Abb. 32 und 33) Sie berücksichtigte die russischen Ortsbezeichnungen bereits in vorgedruckten Rubriken, differenziert nach Stadt, Bezirk, Kreis, Gouvernement, ergänzt um die Unterscheidung zwischen „Dorf“, „größeren Kirchendorf“ und „Stadt“. Damit wurde die geografi-

⁴⁷ Pöch 1915–1917, 3. Bericht, S. 100.

⁴⁸ Pöch 1915–1917, 1. Bericht, S. 221.

⁴⁹ Pöch 1915–1917, 2. Bericht, S. 115.

sche Lokalisierung standardisiert.⁵⁰ Diese zweite Version des Messblattes enthielt neben vorgedruckten Feldern für eine Auswahl an Körpermaßen und Indizes auch solche für die „somatoskopischen Beobachtungen“, in die entsprechende Zahlen aus den Tafelwerken für Haut-, Haar- und Augenfarbe, Kopf- und Gesichtsform sowie Stärke der Behaarung eingetragen wurden. Auch ein vorgedrucktes Feld für die „Merkmale der Lidspalte“, die Pöch und Weninger entwickelt hatten, fand sich hier. Die Eigenschaften von Nase, Inguentallippen, Schleimhautlippen und Mundspalte waren in Form von zu unterstreichenden Adjektiven vorgedruckt, ebenso der „Ernährungszustand“. Das letzte Feld auf der ersten Seite rechts unten ließ nach jeweils einer Zeile für den „Gesundheitszustand“ und „Krankheiten“ freien Raum für „Besondere Beobachtungen“. Gerade die letzten Informationen weisen den beinahe ärztlichen Zugriff der Anthropologen auf den nackten Körper aus, der auf Krankheitserscheinungen untersucht wurde.

Im Jahr 1917 folgte schließlich eine dritte, 1918 publizierte Version des Beobachtungsblattes. (Abb. 34 und 35) Da dieses „nicht nur zur Bearbeitung russischer Kriegsgefangener, sondern für alle Völker in gleicher Weise geeignet“⁵¹ sein sollte, musste die ausdifferenzierte Ortsbeschreibung wieder getilgt werden. Der somatoskopische Teil hingegen wurde erweitert um vorgedruckte Felder für „Beobachtungen“ an Stirn, Hinterhaupt, Ohren, Kiefer, Gebiss, Händen und Beinen. Neu waren auch Felder, in denen pathologische Auffälligkeiten differenzierter vermerkt werden konnten, etwa über „Asymmetrien“ bestimmter Körperteile, „Konstitutionsanomalien“, „Beschneidungen und andere Deformationen“. Diese auf Krankheiten, möglicherweise Erbkrankheiten und „Deformationen“ zielenden Fragen wurden ergänzt durch Neuerungen in den Informationen zur Person, die als „ethnographisch-geographischer Teil“ bezeichnet wurden:

„Es werden jetzt auch immer die Sprachen der Eltern ermittelt, weil sich dadurch oft die Zugehörigkeit zu einer kleinen in Entnationalisierung begriffenen Gruppe ergibt. Neu sind die vom rassenbiologischen Standpunkt aus wichtigen Fragen nach der Zahl der Geschwister und Kinder; auch bei den Geschwistern soll ersichtlich gemacht werden, wie viele noch leben und wie viele verstorben sind.“⁵²

Die Sprachen wurden nun explizit herangezogen, um im Falle einer „Entnationalisierung“ die Herkunft des Vermessenen und seiner Eltern, letzt-

⁵⁰ Vgl. ebd., S. 108.

⁵¹ Pöch 1915–1917, 4. Bericht, S. 158.

⁵² Ebd.

Anthropologische Nr. 6073	Kriegsgefangenen-Nr. 1 211	Phot.-Nr. Gips-Nr. Phon.-Nr.	K. u. k. Kriegs- gefangenenlager: <i>Theresienstadt</i> Tag der Aufnahme: <i>12. Oktober 1915</i>	Aufgenommen: <i>W</i> Gemessen: <i>P</i> Somatoskopiert: <i>H</i>		
Volksstamm: <i>Kleinrusse</i>		Volksstamm: <i>Kleinrusse</i>				
Vorname: <i>Pawel</i>		Dirjéwnja (Dorf): <i>Ombynji</i>				
Familienname: <i>Fil</i>		Ssiló (größ. Kirchdorf): Górod (Stadt): Werst von entfernt.				
Geburtsort	Dirjéwnja (Dorf):	Vater Geburtsort				
	Ssiló (größ. Kirchdorf):				<i>Ombynji</i>	
	Górod (Stadt):				<i>Isjelsk</i>	
	Wolóst (Bezirk):				<i>Borsna</i>	
	Ujésd (Kreis):				<i>Tschernigow</i>	
Gouvernement:	<i>Tschernigow</i>					
Wohnort	Dirjéwnja (Dorf):	Mutter Geburtsort				
	Ssiló (größ. Kirchdorf):				<i>Uschowka</i>	
	Górod (Stadt):				15 Werst von <i>Ombisch</i> entfernt.	
Beruf: <i>Feldarbeiter</i>		Volksstamm: <i>Kleinrussin</i>				
Sprachen: <i>kleinrussisch</i>		Dirjéwnja (Do f): <i>Uschowka</i>				
Alter: <i>34 Jahre</i>	ledig verheiratet verwitwet Kinder: <i>3</i>	Religion: <i>orthodox</i>	Górod (Stadt):			
		Lesen Schreiben				
		Ujésd (Kreis): <i>Borsna</i>				
		Gouvernement: <i>Tschernigow</i>				
Hautfarbe: <i>10</i>		Ernährungszustand: sehr mager, mager, <u>mittel</u> , fett, sehr fett.				
Merkmale der Lidspalte: $a^3 g^1 h^2 i^3 k^1$		Gesundheitszustand: <i>gut</i>				
Kopfhhaarfarbe: <i>4</i>	Behaarung stark mittel schwach sehr schwach fehlend	Krankheiten: <i>keine</i>				
Kopfhhaarform: <i>b</i>	Oberlippe <i>4</i>	Besondere Beobachtungen: <i>O-Beine (crura vara), 20 mm Abstand (der am weitesten voneinander entfernten Punkte der Innenseiten beider Kniegelenke voneinander bei strammer Haltung mit geschlossenen Fersen). Arbeitet mit der rechten Hand.</i>				
Gesichtsform: <i>2</i>	Kinn <i>4</i>					
Irisfarbe: <i>8</i>	Backen <i>4</i>					
	Rumpf <i>4</i>					
	Schamberg <i>4</i>					
	Arme <i>4</i>					
	Beine <i>4</i>					
Nase: Wurzel: <u>schmal</u> , mittel, breit; ganz flach, flach, <u>mäßig hoch</u> , hoch, sehr hoch. Rücken: <u>schmal</u> , <u>mittel</u> , breit; stark-, leicht konkav, gerade, leicht-, stark konvex, wellig, winklig gebogen. Spitze: <u>aufwärts</u> , vorwärts, abwärts gerichtet.						
Integumentallippen: Plocheilie: sehr stark, stark, mäßig, leicht. Orthocheilie, Opistocheilie.						
Schleimhautlippen: dünn, <u>mittel</u> , dick, wulstig; Lippenleiste. Oberrand: einfacher, zusammengesetzter Bogen.						
Mundspalte: klein, <u>mittel</u> , groß.						

Abb. 32 und 33: „Somatologisches Beobachtungsblatt“ der Wiener Anthropologen von 1915, Vorder- und Rückseite

Nr.6073	1652	1347	856	462	70	1347	1020	776	575	265		
	1.	4.	6.	15.	16.	8.	9.	10.	11.	58.	59.	52.
	Körpergröße	Höhe des oberen Brustbeinrandes über dem Boden	Höhe des oberen Symphysenrandes ü. d. B.	Höhe der rechten Kniegelenk-fuge ü. d. B.	Höhe der rechten inneren Knöchel-spitze ü. d. B.	Höhe des rechten Akromion ü. d. B.	Höhe der rechten Ellenbogen-gelenk-fuge ü. d. B.	Höhe des Griffel-fort-satzes des rechten Radius ü. d. B.	Höhe der rechten Mittel-finger-spitze ü. d. B.	Länge des rechten Fußes	Breite des rechten Fußes	Breite der rechten Hand
	A	A	A	A	A	A	A	A	A	St	St	G
	×	×	×	×	×	×	×	×	×	×		
	Länge der vorderen Rumpfwand	Ganze Arm-länge rechts	Arm-länge rechts ohne Hand	Länge des rechten Oberarmes	Länge des rechten Unterarmes	Länge der rechten Hand	Ganze Bein-länge rechts	Bein-länge rechts ohne Fuß	Länge des rechten Oberschenkels	Länge des rechten Unterschenkels		
	4.-6.	8.-11.	8.-10.	8.-9.	9.-10.	10.-11.	1. x 70 6. + 33. x 100	16. 53(1)	15. 53(1)	15.-16.		
	27.	45 a.	46 a.	47 a.	48 a.	49 a.	53(1).	54(1).	55(2).	56.		
Nr.6073	491	772	571	327	244	201	891	821	429	392		
Nr.6073	1742	90	356	264	126	180	157	140	110	30	118	71
	17.		35.	40.	15.	1.	3.	6.	8.	9.	18.	20.
	Spannweite der Arme	Spannweite der Arme weniger Körpergröße	Breite zwischen den Akromien	Größe Breite zwischen den Darmbeinkämmen (Beckenbreite)	Ohrhöhe des Kopfes	Größe Länge des Kopfes	Größe Breite des Kopfes	Jochbogenbreite	Unterkieferbreite	Breite zwischen den inneren Augenwinkeln	Morphologische Gesichtshöhe	Morphologische Obergesichtshöhe
	A	×	g. T.	g. T.	G-T	T	T	T	T	G	G	G
	G	G	G	×	×	×	×	×	×	×		
	Höhe der Nase	Länge des Nasenbodens	Breite der Nase	Längen-Breiten-Index des Kopfes	Längen-Höhen-Index des Kopfes	Breiten-Höhen-Index des Kopfes	Morphologischer Gesicht-Index	Morphologischer Obergesichts-Index	Höhen-Breiten-Index der Nase	Breiten-Tiefen-Index der Nase		
	21.	22.	13.	$\frac{3 \cdot 100}{1}$	$\frac{15 \cdot 100}{1}$	$\frac{15 \cdot 100}{3}$	$\frac{18 \cdot 100}{6}$	$\frac{20 \cdot 100}{6}$	$\frac{13 \cdot 100}{21}$	$\frac{22 \cdot 100}{13}$		
Nr.6073	50	22	33	87-22	70-00	80-25	84-29	50-71	66-00	66-67		

Anthropologische Nr.:	Ort:	Geschlecht:	Photographie: Gesicht Körper Stereoskop.			Aufgenommen:	
	Tag:		Gipsform:			Gemessen:	
			Phonogramm:			Somatoskopiert:	
Volksstamm:		Volksstamm der Mutter:			Sprachen des Vaters:		
					Sprachen der Mutter:		
Vorname:		Beruf:		Sprachen:		lesen	
						schreiben	
Familienname:		Alter:	Geschwister:	männl.	weibl.	ledig	Kinder
				verheir.	männl.		
		Kind der Mutter					
Geburtsort:		Geburtsort des Vaters:			Geburtsort der Mutter:		
	 km von entfernt.		 km von entfernt.		
Bezirk:							
Kreis:							
Land:							
Staat:							
Wohnort:	Land:	Staat:		Ohrmuschel: anliegend, abstehend; Henkelohren. Ohrspitze: Helixrand: stark eingerollt; oben, hinten gesäumt; ungesäumt.			
Hautfarbe:	Behaarung:	sehr stark	stark	mittel	schwach	sehr schwach	fehlend
Kopffarbe:	Oberlippe						
Kopfform:	Kinn						
	Backen						
Gesichtsform:	Rumpf						
	Achselhöhle						
Irisfarbe:	Schamberg						
	Arme						
Merkmale der Lidspalte:		Beine		Asymmetrie des Kopfes: des Gesichtes: der Nase: der Wirbelsäule: Kyphose. Skoliose:			
Stirne: gerade, mäßig-, stark fliehend.		Hinterhaupt: flach, gewölbt, ausladend.		Weibliche Brust: Hyperthelie r. l.			
Nase: Wurzel: schmal, mittel, breit; ganz flach, flach, mäßig hoch, hoch, sehr hoch.		Rücken: schmal, mittel, breit: stark-, leicht konkav, gerade, stark-, leicht konvex; wellig, winkelig gebogen.		Hände: Affenfalte: rechts-, linkshändig.			
Spitze: Flügel: Septum: Lächer:		Integumentallippen: Procheilie: sehr stark, stark, mäßig, leicht. Orthocheilie: Opistocheilie.		Beine: O-Beine: X-Beine: Hallux valgus: Fußgewölbe: hoch, mittel, niedrig; Plattfuß. Längste Zehe: r. 1. 2; l. 1. 2; große Zehe abstehend, anliegend.			
Schleimhautlippen: dünn, mittel, dick, wulstig, Lippenleiste.		Oberrand: einfacher, zusammengesetzter Bogen.		Ernährungszustand: sehr mager, mager, mittel, fett, sehr fett. Krankheiten: Konstitutionsanomalien: Verletzungen: Beschneidung und andere Deformationen:			
Mundspalte: klein, mittel, groß.		Räzel		Rasse und Typus: Bemerkungen:			

Abb. 34 und 35: „Somatologisches Beobachtungsblatt“ der Wiener Anthropologen von 1916/17, Vorder- und Rückseite

A. Nr.:												
A = Anthropometer St. = Stangenzirkel O = Gleitzirkel T = Taustreife T. = Tasterzirkel St. = Stangenzirkel VO = Gleitzirkel mit verschiebbaren Armen.												
0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0
1.	4.	6.	15.	16.	8.	9.	10.	11.	58.	59.	52.	
Körpergröße	Höhe des oberen Brustheirandes über dem Boden	Höhe des oberen Symphyseirandes u. d. B.	Höhe der rechten Kniegelenkspitze u. d. B.	Höhe der rechten inneren Knöchelspitze u. d. B.	Höhe des rechten Akromion u. d. B.	Höhe der rechten Ellenbogen-gelenk-fuge u. d. B.	Höhe des Griffel-fortsatzes des rechten Radius u. d. B.	Höhe der rechten Mittel-finger-spitze u. d. B.	Länge des rechten Fußes	Breite des rechten Fußes	Breite der rechten Hand	
A	A	A	A	A	A	A	A	A	St	St	St od. O	
×	×	×	×	×	×	×	×	×	×	×		
Länge der vorderen Rumpfwand	Ganze Armlänge rechts	Armlänge rechts ohne Hand	Länge des rechten Oberarmes	Länge des rechten Unterarmes	Länge der rechten Hand	Ganze Beinlänge rechts	Beinlänge rechts ohne Fuß	Länge des rechten Oberschenkels	Länge des rechten Unterschenkels			
4.-6.	8.-11.	8.-10.	8.-9.	9.-10.	10.-11.	$\frac{1 \times 70}{6 + 33 \times 100}$	$\frac{16}{53(1)}$	$\frac{15}{33(1)}$	15.-16.			
27.	45a.	46a.	47a.	48a.	49a.	53(1).	54(1).	52(2).	56.			
100%	0%	0%	0%	0%	0%	0%	0%	0%	0%			
A. Nr.:												
A. Nr.:												
0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0	0/0
17.	35.	40.	15.	1.	3.	6.	8.	9.	18.	20.		
Spannweite der Arme	Spannweite der Arme weniger Körpergröße 17.-1.	Breite zwischen den Akromien	Größe Breite zwischen den Darmbeinkämmen (Bekkenbreite)	Ohrhöhe des Kopfes	Größe Länge des Kopfes	Größe Breite des Kopfes	Jochbogenbreite	Unterkieferbreite	Breite zwischen den inneren Augenwinkeln	Morphologische Gesichtshöhe	Morphologische Obergesichtshöhe	
A	×	gT	gT	3T	T	T	T	T	G	G	G	
G	G	G	G	vG	×	×	×	×	×	×	×	
Höhe der Nase	Breite der Nase	Physiognomische Länge des Ohres	Physiognomische Breite des Ohres	Länge des Nasenbodens	Längenbreiten-Index des Kopfes	Längenhöhen-Index des Kopfes	Breitenhöhen-Index des Kopfes	Morphologischer Gesichtsinde	Morphologischer Obergesichtsinde	Höhenbreiten-Index der Nase	Breiten-tiefen-Index der Nase	
21.	13.	29.	30.	22.	$\frac{3 \times 100}{1}$	$\frac{15 \times 100}{1}$	$\frac{15 \times 100}{3}$	$\frac{18 \times 100}{6}$	$\frac{20 \times 100}{6}$	$\frac{13 \times 100}{21}$	$\frac{22 \times 100}{13}$	
A. Nr.:												

lich also deren Zugehörigkeit zu einem „Volksstamm“ nachvollziehen zu können. Auffällig an der Aufteilung dieser letzten Version des Beobachtungsblatts ist, dass nun unter der Anthropologischen Nummer neben dem Volksstamm des Gefangenen ebenso groß der „Volksstamm der Mutter“ figurierte. Der Volksstamm des Vaters wurde vermutlich deshalb überhaupt nicht erwähnt, weil ein Sohn automatisch als dem Volksstamm des Vaters zugehörig angesehen wurde, so dass nur jener der Mutter different sein konnte. Die gleich unter den Nummern angeordnete große Zeile mit den Informationen zum Volksstamm des Vermessenen und der Mutter endete mit zwei Feldern für die „Sprachen des Vaters“ und die „Sprachen der Mutter“.

Die Aufnahme von Daten über die Sterblichkeit und Lebenslängen von Geschwistern und Kindern offenbart einen wachsenden theoretischen Einfluss der Erbbiologie, die aber weniger auf die Kriegsbedingungen zurückzuführen ist, als auf die bereits vor 1914 erstarkte Mendelrezeption in Wien und Eugen Fischers Studie von 1913, die das Mendeln an Menschen beweisen wollte. Das Einwandern „rassenbiologischer“⁵³ Fragen (Pöch) in die Wiener Anthropologie schlug sich noch in einem weiteren Forschungsprojekt der anthropologisch-ethnografischen Lehrkanzel nieder: der Beauftragung von Helene von Schürer-Waldheim im Jahr 1918 mit der Untersuchung von wolhynischen Familien im Flüchtlingslager Grödig.⁵⁴ Für ein generelles Erstarken der Zuordnungsversuche zu „Rassen“ spricht zudem die Einfügung eines weiteren Feldes unten rechts auf der letzten Fassung des Beobachtungsblatts. Vor einer letzten Zeile für „Bemerkungen“ war nun augenfällig die auszufüllende Kategorie „Rasse und Typus“ platziert. Stand also in Leserichtung von oben links nach unten rechts die ethnografische Information über den „Volksstamm“ am Anfang, bildete das Ende die Festlegung der biologischen „Rassenzugehörigkeit“. Diese war aber das eigentliche Ziel und Ergebnis der Untersuchungen. Es verwundert daher zunächst, dass die Zeile offenbar schon in den Lagern ausgefüllt wurde, waren doch zur Ermittlung von „Typen“ und „Rassen“ eigentlich aufwändige Verfahren nötig.

Pöch verwies zum Ausfüllen der Zeile „Rasse und Typus“ auf seine bereits 1917 publizierten Ausführungen über „Das Aufstellen von ‚Typen‘“⁵⁵, in denen er den Zwiespalt zwischen Ergebnisfindung und datengestützter Ermittlung selbst thematisierte. Das „abschließende Urteil über

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Vgl. AÖAW, Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 7, Nr. 250/1918.

⁵⁵ Pöch 1915–1917, 4. Bericht, S. 161.

die Zusammensetzung der Bevölkerungsgruppe“, so Pöch, gehöre „gewiß erst an den Schluß der Untersuchungen“, jedoch empfehle es sich, „mit einer wenigstens provisorischen Typenaufstellung gleich zu beginnen, denn die Haupttypen eines Volkes kommen dem Beobachter im Anfange besser zur Abhebung“. Er argumentierte: „Je länger man sich mit einer Menschheitsgruppe beschäftigt, desto mehr wird der Blick für ihre einzelnen Merkmale geschärft; darunter leidet aber auch die unbefangene Erfassung des Wichtigen!“⁵⁶ Es war daher auch kein Widerspruch zum Selbstverständnis der Forscher, dass Pöch die Veröffentlichung *Unsere Feinde* des deutschen Hauptmanns Stiehl⁵⁷ mit Fotografien aus den Wünsdorfer Lagern bei Berlin lobte. Stiehl war zwar kein Anthropologe und hatte sich bei seinen Aufnahmen auch nicht nach den Regeln der anthropologischen Fotografie gerichtet, dafür aber laut Pöch „seine Typen mit gutem Blick ausgewählt“.⁵⁸ Pöch als Fachwissenschaftler attestierte dem Nicht-Anthropologen einen „guten“, da „unbefangenen“ Blick für anthropologische „Typen“.

Pöch verstand unter „Typen“ Individuen, in denen sich ein angenommenes „ursprüngliches Element“ widerspiegeln, die man jedoch nicht mit „jenen Rasselementen, aus denen sie einst hervorgegangen sind“, identifizieren könne.⁵⁹ Diese Auffassung trug der zeitgenössischen Idee von menschlichen „Rassen“ Rechnung. Im 19. Jahrhundert noch hatten, in der Nachfolge der Theorien Johann Friedrich Blumenbachs, „Menschenrassen“ als etwas in sich Beständiges und verbindlich Klassifizierbares gegolten. Das im Jahr 1900 von Joseph Deniker aufgestellte System von sechs Grundrassen und 30 „Unterrassen“ galt in Wien als mehr oder weniger verbindlich.⁶⁰ Mit der experimentellen Vererbungslehre musste jedoch zu Beginn des 20. Jahrhunderts angenommen werden, dass die gegenwärtig lebenden „Rasstypen“ stark durchmischt seien. Eugen Fischers Studie über *Die Rehobother Bastards* in Südwest-Afrika (1913)⁶¹ wurde dahingehend rezipiert, dass die Vererbung komplexer morphologischer Merkmale beim Menschen dem für botanische Verhältnisse bewiesenen Mendel-Erbgang folge, den Ernst Haeckel begonnen hatte in die Biologie zu übertragen. Inzwischen konnte Niels Löscher jedoch zeigen, dass Fischer – der Begründer der deutschen Eugenik – dies aufgrund zu weniger untersuchter

⁵⁶ Pöch 1915–1917, 3. Bericht, S. 79.

⁵⁷ Vgl. Stiehl 1916.

⁵⁸ Vgl. Pöch 1917c.

⁵⁹ Pöch 1915–1917, 3. Bericht, S. 78.

⁶⁰ Vgl. Deniker 1900. Dazu auch Berner 2005, S. 168–170.

⁶¹ Vgl. Fischer 1913.

Personen, zu wenig vorhandener Generationen und der schwammigen Definition des „Reinrassigen“ gerade nicht beweisen, sondern nur annehmen konnte: „Rasse war nun Konstrukt der Anthropologie, mehr noch, Rasse wurde zum Paradigma der Disziplin.“⁶²

Der entscheidende, ab 1913 von anthropologischer Seite rezipierte Ertrag von Fischers Studie bestand in der Erkenntnis, dass nicht der gesamte „Rassentypus“ vererbt würde, sondern lediglich einzelne Merkmale. Aus der Kombination menschlicher „Rassen“ entstünden folglich keine neuen „Rassen“, sondern „Mischungen“ aus vorhandenen. Im Umkehrschluss musste es nach Auffassung der physischen Anthropologen in Wien daher möglich sein, aus den „vermischten“ Populationen die „ursprünglichen Rassen“, also die angenommenen „Grundrasstypen“, die in der Gegenwart nicht mehr „rein“ vorhanden sein konnten, wieder herzuleiten. Sie nahmen sich zum Ziel, mittels Messreihen sowie durch möglichst differenzierte somatoskopische Beobachtungen und mathematische Verfahren die heterogenen „Völkerschaften“ in ihre „Rassenbestandteile“ oder „Rassenelemente“ zu zerlegen. Die Kriegsgefangenenlager erschienen dafür ideal, weil dort Vertreter mehrerer und unter Umständen verwandter „Völkerschaften“ interniert waren. Pöch wies nachdrücklich darauf hin, dass „diese ursprünglichen Rassen [...] sich durch alle Mischungen hindurch nicht mehr rein erhalten haben“ und „die heutigen Typen [...] nur Annäherungen an die ursprünglichen“ seien.⁶³ Trotzdem komme es vor, dass bei einzelnen Individuen der „alte Rassentypus“ wieder „herausmendele“, ein Vorgang, den Luschan – ohne Mendels Theorie rezipiert zu haben – „Entmischung“ nannte.⁶⁴ Luschan und Pöch standen seit Pöch's Aufenthalt in Berlin in den Jahren 1900/1901 in ständigem Austausch über theoretische und praktische Fragen der physischen Anthropologie. Zur Theorie der „Entmischung“ schrieb Pöch während der Kriegsgefangenenforschungen an Luschan:

„Ueber das Problem der ‚Entmischung‘, des Wiedererscheinens nicht nur einzelner Merkmale, sondern eines ganzen Merkmalskomplexes, die den ursprünglichen Typus wieder von neuem vor uns entstehen lassen, habe ich mich in der letzten Zeit wieder sehr beschäftigt, denn das ungeheure Material, welches mir aus den Kriegsgefangenenlagern zuströmt, erweckt in mir das Gefühl der Verantwortung für eine einwandfreie Ausnützung und Bearbeitung. Das allerwichtigste ist und

⁶² Lösch 1997, S. 155.

⁶³ Pöch 1915–1917, 3. Bericht, S. 78.

⁶⁴ Vgl. ebd.

bleibt die gewissenhafte vorurteilsfreie Beobachtung und die richtige Problemstellung. Dazu kommen in zweiter Linie genaues Aufzeichnen und Messen und Anwendung einwandfreier statistischer Methoden. Aber die Beobachtung ist, wie gesagt, das Wichtigste; man muss die Augen aufmachen und sehen wohin der Weg führt, sonst ist man verloren!“⁶⁵

Dieser Brief deutet auf einen methodischen Zwiespalt Pöchs hin: Er postulierte zwar das genaue, auf Daten gestützte Ermitteln als Weg zur „Rassendiagnose“, jedoch war eine Vorauswahl unter Tausenden von Gefangenen durch das „Beobachten“ und „Sehen“ des Anthropologen aus praktischen Gründen unumgänglich. Zudem war problematisch, dass nach Pöchs Aussage die gesuchten „ursprünglichen Rasselemente“ dem Anthropologen in den allermeisten Fällen unbekannt waren, so dass er nicht einmal wusste, wonach er suchte, sondern auch dies erst im Verlauf von Untersuchungen herausfinden musste. In diesem Dilemma, das allein mit „objektiven“ Verfahren der Messung, Katalogisierung und Berechnung nicht zu lösen war, sei es sinnvoll, so Pöch, „schon während des Sammelns eine Vorstellung von den einzelnen untereinander verschiedenen Rassetypen zu haben, aus welchen sich eine bestimmte Gruppe zusammensetzt; man ist dann in der Lage, auf diese einzelnen Typen besonders Rücksicht zu nehmen bei der Auswahl und der Beschreibung“. Die Forscher sollten die Gefangenen nach Ähnlichkeiten und Häufigkeit der „charakteristischen Merkmale“ gruppieren.

„Neben einem Gefühl für die Zusammengehörigkeit für den in sich geschlossenen Typus wird die häufige Wiederholung eines bestimmten Bildes die endgültige Fixierung des Typus ermöglichen. [...] Es empfiehlt sich daher, mit der Feststellung der Haupttypen gleich in den ersten Tagen zu beginnen, sobald eine neue Gruppe vorgenommen ist. Natürlich müssen die Indices auch gleichzeitig berechnet werden, da man ja die durch Messung erhaltenen Merkmale ebenso wie die deskriptiven zur Definierung des Typus braucht. Die während der weiteren Untersuchung immerfort geübte Kontrolle und Kritik wird oft den einen oder anderen anfangs aufgestellten Typus wieder umstoßen. Wir haben *die* Methode angewendet, daß auf dem Messblatte die Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen Typus, wie sie bei der ersten Beobachtung erschien, vermerkt wurde. Diese Notiz hat dann später kontrolliert

⁶⁵ STBNL, Brief Pöchs aus Wien vom 6.3.1917 an Luschan, Bl. 239f.

zu werden und erst nach Durchsicht des ganzen Materials kann die Aufstellung der Typen als beendet angesehen werden.“⁶⁶

Pöch schlug somit vor, die „Typen“ erst mit „unbefangenen“ Blick zu identifizieren, dann ihre Maße und Körpermerkmale zu protokollieren sowie Indizes auszurechnen und die Daten-Ergebnisse mit dem Gesehenen abzugleichen. Er strebte ein oszillierendes Vorgehen an, bei dem jedoch an erster Stelle das anthropologische „Sehen“ oder sogar „Fühlen“ stand: das „Gefühl“ für den in sich geschlossenen „Typus“. Dieses Vorgehen zeigt, dass nicht nur die Ergebnisse der positivistischen Methode auf die (subjektive) Deutung der Wissenschaftler angewiesen waren. Die Operation des Rechnens, also der Indizes-Ermittlung, übernahm eine objektivierende Funktion, die aber Erfahrungswerten und subjektiver Deutung unterworfen wurde. Ihr kam vor allem die Rolle zu, das Gesehene zu bestätigen. Margit Berner hat in diesem Zusammenhang von einem „Zirkelschluss“ gesprochen, der sich durch die Auswahl einer augenscheinlich zusammengehörigen Gruppe von Menschen ergab, deren Zusammengehörigkeit anschließend über rechnerische Operationen nachgewiesen wurde.⁶⁷

Das von Pöch empfohlene und praktizierte Vorgehen – eine Kombination aus anthropologischem „Fühlen“, „Sehen“, „Beobachten“ und metrisch-rechnerischen anthropologischen Methoden – stellt ein illustres Beispiel für den Zwiespalt dar, mit dem die physische Anthropologie um 1900 umgehen musste. Sie bediente sich der als „objektiv“ geltenden Verfahren der Messungen und der Statistik, um sich eine methodische Basis zu verschaffen und diese als naturwissenschaftlich zu legitimieren, sich jedoch im gleichen Zug gegen Biologie und Anatomie abzugrenzen.⁶⁸ Diese Verfahren waren indessen in der Praxis nicht isoliert umsetzbar, so dass die Anthropologen eine „subjektive“ Auswahl unter den Gefangenen und den zu untersuchenden Merkmalen treffen mussten: „Typen“ konnten also mit wissenschaftlich informiertem und trainiertem Blick gesehen und identifiziert werden, bevor messende und mathematische Verfahren diese Identifizierungen bestätigten.

⁶⁶ Pöch 1915–1917, 3. Bericht, S. 79.

⁶⁷ Vgl. Berner 2005, S. 174.

⁶⁸ Nach Lösch war die metrisch betriebene Anthropologie bereits um 1900 in eine fachliche Krise geraten, „deren Ursache im wesentlichen in der Erkenntnis lag, daß der klassifikatorische Versuch dieser Disziplin als gescheitert angesehen wurde, eine naturwissenschaftliche Systematik der Menschenrassen aufzustellen“. (Lösch 1997, S. 152) Die entscheidende Änderung brachte nach Lösch die „Wiederentdeckung“ der Mendel'schen Gesetze um 1900, da die charakteristischen Körpermerkmale nun als „Erb-Einheiten“ aufgefasst werden konnten. (Vgl. ebd.)

Lorraine Daston und Peter Galison haben in ihrer großen Studie *Objektivität* (2007) zeigen können, dass in der Anthropologie nach 1900 die bis dahin vorherrschende Bezugnahme auf die „mechanische Objektivität“ von anthropologischen Visualisierungen immer mehr durch das „geschulte Urteil“ von Anthropolog/innen erweitert und auch teilweise abgelöst wurde. Wie sie ausführen, konnte das „geschulte Urteil“ Objekt-Familien oder Gegenstands-Familien erkennen, während die mechanische Objektivität vor allem individuelle Exemplare ins Bild gesetzt hatte.⁶⁹ Als Paradebeispiel für diese von Anthropologen ausgeübte Fähigkeit des urteilenden Sehens nennen sie „Gesichtsähnlichkeiten“, also das Erkennen von Familien, das die mechanische Objektivität nicht leisten konnte:⁷⁰ „*Geschultes Urteil* galt zunehmend als notwendige Ergänzung aller Bilder, die Maschinen herstellten.“⁷¹ Daston/Galison explizieren, dass die Fähigkeit zum „geschultem Urteil“ und „geschulten Instinkten“ – die an Pöchs wissenschaftlich-anthropologisches „Fühlen“ erinnern – langwierig erlernt werden musste:

„Die Fähigkeit zur Beurteilung von wissenschaftlichen Bildern musste in einer ausgeklügelten Lehrzeit erworben werden, aber sie war eine Mühe ganz anderer Art als die eingeübten Maßnahmen der mechanischen Objektivisten im neunzehnten Jahrhundert. Die Interpretation wissenschaftlicher Bilder gewann ihre Kraft nicht aus der Mühe hinter der Automatisierung, der mechanischen Aufzeichnung oder absoluten Selbstbeherrschung, sondern aus der fachgemäßen Schulung des Auges, die sich an einer historisch spezifischen Sichtweise orientierte. Wissenschaftliches Sehen war eine ‚empirische Kunst‘ geworden.“⁷²

Die Verflechtung von „mechanischer Objektivität“ und „geschultem Urteil“ in den bildgebenden Verfahren der deutschsprachigen physischen Anthropologie um 1900 hat Christine Hanke mit ihrer ebenso detailreichen wie scharfsinnigen Studie *Zwischen Auflösung und Fixierung* untersucht. Gestützt auf genaue Einzelanalysen von Beiträgen in der deutschen Zeitschrift *Archiv für Anthropologie* konnte sie nachweisen, dass in der physischen Anthropologie um 1900 der konstitutive Eingang einer urteilend-

⁶⁹ Vgl. Daston/Galison 2007, S. 337.

⁷⁰ Vgl. ebd., S. 336.

⁷¹ Ebd., S. 333. Sie betonen jedoch, dass dies keine Rückkehr zum im 18. und frühen 19. Jahrhundert praktizierten Prinzip der „Naturwahrheit“ – der verallgemeinernden und idealisierenden Darstellung eines „Typen“, der alle Varianten einer Art vertrat – bedeutete, die dem Primat der „mechanischen Objektivität“ vorausgegangen war.

⁷² Ebd., S. 351.

interpretativen Perspektive *in* den metrisch-mechanischen Modus gegeben ist. Für diese historische Phase zeigt sie eine Vermischung der beiden Positionen auf. Dabei hat sie herausgearbeitet, dass selbst im Rahmen der „mechanischen Objektivität“ immer auch eine urteilend-interpretative und ästhetisierende Perspektive eine Rolle spielte. Wie Hanke gezeigt hat, muss die Annahme der Dominanz metrisch-mechanischer Verfahren in der deutschsprachigen physischen Anthropologie um 1900 korrigiert und differenziert werden.⁷³

In den nächsten Kapiteln zu den wissenschaftlichen Verfahren der Anthropologie kann diese These entfaltet werden. Es wird sich zeigen, dass Pöch und Weninger – und nach Pöchs Tod (1921) im Besonderen Weninger – zur Identifizierung von „Rassenelementen“ und „Merkmalen“ verstärkt auf das „Sehen“ setzten. Weninger nannte diesen Zugang „anthropologisches“ oder „morphologisches Sehen“, das – in Kombination mit den rechnerischen Verfahren – zur grundlegenden und schulbildenden Ausrichtung der physischen Anthropologie in Wien führte.

3. KURVEN: BERECHNUNGEN UND GRAFISCHE DARSTELLUNGEN

Trotz zunehmenden Einsatzes des „anthropologischen Sehens“ im Sinne des „geschulten Urteils“ setzten Pöch und seine Schüler die Arbeit mit metrisch-anthropologischen Methoden akribisch fort. Die Arbeit des Rechnens mit den erhobenen Daten sollte idealerweise schon in den Lagern begonnen werden. Es „wurden die Indices und die durch Berechnung festzustellenden Dimensionen ermittelt, ferner wurde danach gestrebt, schon möglichst bald eine wenigstens vorläufige Orientierung über die verschiedenen Gruppen zu erhalten, und zwar an Hand der wichtigsten Kopf- und Gesichtsindices“⁷⁴, berichtete Pöch 1916. Die Rechenarbeit jedoch fand im Wesentlichen außerhalb der Lager statt: zum kleineren Teil in den Kriegswintern, zum allergrößten Teil nach dem Kriegsende. Die Auswertung der Messdaten erfolgte über Verfahren der Statistik.

Die in Martins Standardwerk zusammengefassten rechnerischen Methoden der physischen Anthropologie gingen auf eine bestimmte Grundannahme zurück: In den 1830er Jahren hatte der Astronom Adolphe Quételet herausgefunden, dass sich die Maßzahlen physischer Merkmale bei Menschengruppen ebenso zufällig nach beiden Seiten abfallend um einen Mittelwert verteilen wie astronomische Beobachtungsreihen. Dies

⁷³ Vgl. Hanke 2007, S. 260.

⁷⁴ Pöch 1915–1917, 2. Bericht, S. 128.

veranlasste Quételet zu dem Schluss, dass der Mittelwert einem „mittleren Menschen“, einem idealtypischen „homme moyen“ eines menschlichen Kollektivs entspreche, von dem die real existierenden menschlichen Merkmale leicht, aber gesetzmäßig abwichen. Der Durchschnittsmensch entspreche also dem (idealen) „Typus“ eines menschlichen Kollektivs, der sich im Rahmen der Anthropometrie statistisch bestimmen und als Glockenkurve der Gauß'schen Normalverteilung darstellen lasse.⁷⁵ Der Bauch der Kurve zeigte dabei den Bereich des „Normalen“ an.

Jürgen Link hat dargestellt, dass ab Mitte des 19. Jahrhunderts metrisch-statistische Verfahren eine hohe Konjunktur in Europa erlebten. Indem die massenhafte Verarbeitung von Daten durch Statistik und Normalverteilungen auf sehr viele vorwiegend naturwissenschaftlich orientierte Anwendungsbereiche ausgedehnt wurde, entstand das von Link analysierte Phänomen des „Normalismus“.⁷⁶ Im Rahmen seiner auf die Produktivität statistischer Verfahren abhebenden Untersuchung beschreibt Link eine Verschiebung von einer Normativität, die Handeln vorschreibt, hin zu einer Normalität, die erst nachträglich festgestellt werden kann. Statistische Operationen zeigen im Nachhinein, ob ein Individuum im Bereich des „Normalen“ liegt. „Dabei sind die produzierten und reproduzierten Normalitäten im Wesentlichen durch ‚gemittelte‘ Verteilungen gekennzeichnet (breiter mittlerer *normal range* mit dichter Besetzung und zwei tendenziell symmetrische „anormale“ Extremzonen mit dünner Besetzung), idealiter einer ‚symbolisch gaußoiden Verteilung‘ angenähert.“⁷⁷ Dieses Verfahren wanderte auch in den Bereich der physischen Anthropologie ein.

Rudolf Martin schloss sich wie viele Nachfolger Quételets dessen Auffassung an, beschränkte jedoch das Rechnen mit Daten nicht auf bloße Maßzahlen. Er bezog das Hilfsmittel der Indizes, Verhältniszahlen zweier Maße, mit ein, wobei er sich im Wesentlichen auf die Arbeiten des französischen Anthropologen und Gehirnforschers Paul Broca, Begründer der

⁷⁵ Vgl. Quételet 1870.

⁷⁶ Vgl. Link 1997. Link unterscheidet dabei zwischen dem „Proto-Normalismus“, der in Anlehnung an vor-normalistische Konzepte zur Ausgrenzung qua Exklusion tendiert, und dem „flexiblen Normalismus“, der sich durch dynamische Grenzziehungen und gleitende Binnendifferenzierungen auszeichnet. Nach Christine Hanke kann der Diskurs der physischen Anthropologie um 1900 im flexiblen Normalismus situiert werden, da er unter Nutzung metrisch-statistischer Verfahren „rassische“ und „sexuelle“ Differenzen eben nicht als statische Größen, sondern als graduelle Differenzen in einem kontinuierlich abgestuften Feld erscheinen lässt. Vgl. Hanke 2007, S. 33.

⁷⁷ Link 2002, S. 112, Hervorhebung der Verfasserin.

berühmten Pariser Ecole d'Anthropologie, berief.⁷⁸ Auf Pöch's „Messblättern“ waren nicht nur Felder für die Maßzahlen vorgedruckt, sondern auch solche für Indizes, die zusätzlich mit einem X gekennzeichnet waren. Damit hoben sie sich von den Maßzahlen ab, wurden aber zugleich als „Quellenmaterial“ behandelt und in den Bogen integriert statt ausgelagert. Rudolf Martin zog methodisch außerdem die britische Korrelationsrechnung im Anschluss an Francis Galton und Karl Pearson heran, um verschiedene Körpermerkmale in Beziehung setzen und ihre Abhängigkeit voneinander bestimmen zu können.⁷⁹ Über die statistische und korrelative Auswertung der Messungen, so suggerierte die mathematische Herangehensweise, könnten menschliche „Rassenelemente“ oder „Biotypen“ bestimmt werden.

Interesse für die statistischen Ermittlungen von Pöch und seinen Schülern zeigte in Wien auch Hofrat Emanuel Czuber, Professor für Mathematik an der k.u.k. Technischen Hochschule in Wien. Er ließ sich Anfang 1916 Datenmaterial von „Türkvölkern“ und „Baschkiren“ aushändigen⁸⁰ und hielt am 22. März 1916 vor der Anthropologischen Gesellschaft einen Vortrag über „Die Bedeutung der Kollektivmaßlehre für die Bearbeitung anthropometrischer Zahlenreihen“⁸¹. Die Kollektivmaßlehre hatte Gustav Theodor Fechner in den 1890er Jahren in Anlehnung an die Quételet'sche Übertragung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf anthropometrische Zahlenreihen entwickelt, sie jedoch dahingehend modifiziert, dass auch asymmetrisch verteilte Messergebnisse darstellbar wurden. An durch die anthropologische Kommission erhobenen Daten von russischen Kriegsgefangenen zeigte Czuber die Wichtigkeit von „Verteilungstafeln“ auf, die er auch in einer reduzierten Form präsentierte. Die Verfahren der Kollektivmaßlehre, so der Mathematiker, benötigten sehr umfangreiches Material und waren sehr aufwändig. Um diesen Aufwand zu reduzieren und die Ergebnisse kleinerer Messreihen trotzdem aussagefähig zu machen, stellte Czuber ein Verfahren in sieben Arbeitsschritten vor, an die „vergleichende Betrachtungen“ angeschlossen werden konnten.⁸² In seinem 1921 veröffentlichten Buch *Die statistischen Forschungsmethoden* nahmen anthropometrische Fragestellungen jedoch keinen nennenswerten Raum ein.⁸³

⁷⁸ Vgl. Broca 1871–1888. Vgl. Martin 1914, S. 63–66. Explizit wies Martin außerdem auf die Arbeiten des polnischen Anthropologen Stanisław Poniowski.

⁷⁹ Vgl. Martin 1914, S. 72–90.

⁸⁰ Vgl. Pöch 1915–1917, 2. Bericht, S. 128f.

⁸¹ Vgl. Czuber 1916.

⁸² Vgl. ebd.

⁸³ Vgl. Czuber 1921.

Die erste und einzige deutsche, nach dem Weltkrieg publizierte Arbeit, die versuchte, statistische Methoden nach Martin auf die Aufzeichnungen aus den Kriegsgefangenenlagern anzuwenden, war Eickstedts Dissertation.⁸⁴ Sie operierte dabei grundlegend anders als die sich herausbildende „Wiener Schule“ der Anthropologie, deren Besonderheiten sich vor der Folie der deutschen Arbeit deutlich zeigen lassen. Eickstedt hatte sich bei der Untersuchung der Gefangenen bezüglich der Beschreibung von morphologischen Merkmalen, sogenannten „Beobachtungen“, auf Haut-, Haar- und Augenfarbe, die Form des Bartes und die Stärke des Händedrucks beschränkt, jedoch sehr umfangreiche Messungen durchgeführt. Im Sommer 1919 begann er mit der Auswertung der Daten, im Februar 1920 reichte er seine Dissertation mit einem geografischen Schwerpunkt an der Universität Frankfurt am Main bei Norbert Krebs ein, wobei Luschan über den anthropometrischen und ethnografischen Teil wachte. Luschan erwirkte zudem, dass die Arbeit, nach Reduktion des geografischen Teils, 1921 in der *Zeitschrift für Ethnologie* publiziert wurde.⁸⁵

Eickstedt erläuterte in der gedruckten Version, dass er für seine Untersuchungen im Wünsdorfer „Halbmondlager“ an 76 Sikh, Vertretern einer indischen Religionsgemeinschaft aus dem östlichen Punjab, jeweils 45 Maße genommen und aus diesen je 22 Körperindizes und neun Kopfindizes berechnet hatte. Martins Vorgaben habe er dabei nur wenig abgewandelt. Als Instrumentarium hatte er „Bandmaß, Taster, Gleitzirkel, sowie Anthropometer“ verwendet⁸⁶, für die somatoskopischen Merkmale „v. Luschans Hautfarbentafel, Martins Augenfärbentafel, Fischers Haarfarbentafel und Collins Dynamometer“⁸⁷ – ein Instrument zur Messung der Stärke des Händedrucks. Die Personaldaten und geografischen sowie familiären Auskünfte, die Beschreibungen von Körperteilen und die Maßzahlen veröffentlichte Eickstedt vollständig in Tabellenform am Ende seiner Arbeit, um sein Quellenmaterial überprüfbar zu machen. (Abb. 36) Diese Strategie verfolgten auch die Wiener Anthropologen, die in den Veröffentlichungen in „Rudolf Pöchs Nachlass“ ebenfalls die Personaldaten und Maßzahlen vollständig abdruckten. Pöchs Schüler betrachteten ebenso wie Eickstedt auch die Indizes als weiter zu bearbeitende Quelldaten, obwohl diese bereits eine Rechenleistung voraussetzen. Eickstedt unterteilte sie in „Körperindices“ und „Kopfindices“.

⁸⁴ Zu Eickstedts Dissertation über die Sikh vgl. Lange 2010c.

⁸⁵ Vgl. Eickstedt 1921.

⁸⁶ Ebd., S. 328.

⁸⁷ Ebd., S. 329.

Rassenelemente der Sikh. 381

Anhang 3. Personalien, Individualmaße und Indices von 76 Jat Sikh.

Personalien							
Laufende Nummer	Name	Alter	Wohnort	Geburtsort	Distrikt (F. d. Abkürzungen vgl. S. 388)	Geburtsort des Vaters	Geburtsort der Mutter
1	Gurdit Singh	32	Govindpura	G.	Feroz.	G.	Maura b. Nabha
2	Báboo	21	Buddipind	B.	Ho-h.	B.	Nihare b. Hosh.
3	Sobán	22	Harpoke	H.	Gujr.	H.	Noike b. Sialkot.
4	Gújar	23	Khanna	Kh.	Lud.	Kh.	Kh.
5	Natha	27	Saidu	S.	Feroz.	S.	Lasurpure b. Ludhiana
6	Málla	30	Gardiwala	G.	Hosh.	G.	Buddipint b. H.
7	Súndar	22	Gangohar	G.	Pat.	G.	G.
8	Nikka	30	Logarh	L.	Feroz.	L.	Pindar b. F.
9	Phumán	35	Gaher	G.	Pat.	G.	G.
10	Sánta	28	Khairawal	Kh.	Amr.	Kh.	?
11	Nihal	34	Thikriwala	Th.	Pat.	Th.	Th.
12	Árdjan	22	Madpur	M.	Lud.	M.	Gosalin b. L.
13	Prem	19	Leramohabad	L.	Feroz.	L.	Dariyapur b. Patiala
14	Dálip	30	Adiaya	A.	Pat.	A.	Langowara b. P.
15	Mal	24	Ransike	R.	Feroz.	R.	Derki b. Ludhiana
16	Bachátra	26	Barnal	B.	Pat.	B.	Kalipur b. Ansa
17	Lal	36	Surtiya	S.	Hissar	S.	Jitpur b. H.
18	Sardára	28	Dad	D.	Lud.	D.	Mundiya b. L.
19	Pala	32	Namor	N.	Pat.	N.	Phusapur b. P.
20	Gópal	25	Kussa	K.	Feroz.	K.	Jatpur b. Ludhiana
21	Béli	37	Thakurwal	Th.	Hosh.	T.	T.
22	Dalbára	18	Singere	S.	Pat.	S.	?
23	Baryám	27	Kadur	K.	Lud.	K.	Thakurwal b. Hosh.
24	Jággir	25	Madsra	M.	Hosh.	M.	Gulpur b. H.
25	Dayáal	44	Ghruan	G.	Pat.	G.	Kaua b. Ambala
26	Úgar	23	Uchadsalana	U.	"	U.	Kakrale b. P.
27	Gújar	30	Madra	M.	"	M.	M.
28	Íshar	26	Ramgarh	R.	Lud.	R.	R.
29	Chándan	40	Baman Madsra	B.	Amb.	B.	B.
30	Maluk	21	Nasrala	N.	Hosh.	N.	Nadsiradi b. H.
31	Súndar	33	Deluwaran	D.	Pat.	D.	D.
32	Mála	21	Bathanda	B.	"	B.	Kansingwal b. P.
33	Chándan	23	Mullahpur	M.	Lud.	M.	Janawat b. L.
34	Harnám	32	Raeb	R.	Sialk.	R.	Tadiala b. Gujranu
35	Jaimal	23	Madhpur	M.	Lud.	M.	• Bulala
36	Puran	21	Batlana	B.	Amb.	B.	Lilpur b. A.
37	Narayán	22	Khinkibazar	Kh.	Kohat	Kh.	?
38	Nidhan	26	Tallewara	T.	Pat.	T.	Alar b. P.

Zeitschrift für Ethnologie. Jahrgang 1:20/21. Heft 4/5. 26

Abb. 36: Anhang zu Egon von Eickstedts Publikation „Rassenelemente der Sikh“ in der *Zeitschrift für Ethnologie* (1921)

Die hellbraune Hautfarbe wird unter dem Einfluß der nördlichen Klimas und der Jahreszeit — die Messungen fanden im Januar statt — wohl etwas an Tiefe zurück gegangen sein. Die an der Beugeseite des Unterarms gefundenen Grade zeigen folgende Verteilung auf v. Luschans Tafel:

Nr.	8	10	11	12	13	14	15	16	17	18
Leute	3	1	3	12	0	17	21	4	4	2

Der Rechtshänder Nr. 53 erzielte mit der linken Hand die absolut höchste Druckziffer. Tabellarisch verteilen sich die Werte wie folgt:

Druckkraft:	18/15	16/15	15/21	23/24	25/27	23/25	21/23	21/25	27/25	20/25	23/25	20/25	21/25	22/24	22/27	22/25	21/25	kg
rechte Hand .	0	0	8	4	7	5	10	16	6	8	8	3	2	0	0	2	0	= 74
linke Hand .	4	1	2	4	10	15	9	9	8	9	5	2	0	0	1	0	1	= 74

Abb. 37 und 38: Eickstedts Tabellen zur Häufigkeit von Werten

Um die Daten zum Sprechen zu bringen und „Typen“ daraus zu konstruieren, arbeitete Eickstedt sich erstmals in die statistischen Methoden ein. Ziel seiner Arbeit war es, erstens die „Rassenelemente“ oder „Biotypen“ und zweitens die „Typengruppen“ oder „Phänotypen“ aufzufinden.⁸⁸ Die „deskriptiven Merkmale“ identifizierte er bei jeder einzelnen Person nach den genormten Vorlagen und listete sie in kleinen Tabellen auf, in denen er die Häufigkeit der einzelnen Eigenschaft aufführte. In den Fließtext integrierte er etwa eine zweizeilige Tabelle mit den einzelnen nach Luschancodierten Merkmalen zur Hautfarbe und trug darunter die „Trefferzahl“ ein. So wiesen drei von 76 Sikh die Farbe mit der Nr. 8 auf, eine Person die Nr. 10, drei Personen die Nr. 11 und so weiter. (Abb. 37) Die beiden höchsten Zahlen, die er als Häufungen fett hervorhob, lagen bei 12 für Nr. 12 und 21 für Nr. 15. Auch die Druckkraft der Hände stellte Eickstedt anhand einer Tabelle im Text dar, in der er die häufigsten Trefferzahlen – 16 Personen bei einem Wert der rechten Hand von 34/36 und 10 Personen bei einem Wert der linken Hand von 25/27 – fett gedruckt hervorhob. (Abb. 38) In beiden Zahlenlisten vertraute Eickstedt gestalterisch nicht auf die bloßen Zahlen, sondern gab das Maximum, genauer: die beiden Maxima gesondert zu sehen. Die Häufungen hob er grafisch aus den bloßen Ziffern hervor und orientierte die Tabelle damit weiter in Richtung Bild – ein Indiz

⁸⁸ „Rassenelemente“ waren für Eickstedt gleichbedeutend mit „Biotypen“, „genotypischen Einheiten“ und dem „stabilen Anlagenkomplex“; „Typengruppen“ identifizierte er mit „Phänotypen“, „genotypischen Vielheiten“ und dem „labilen Anlagenkomplex“. Zudem räumte er die Möglichkeit „fremder „Einzeltypen“ ein. Vgl. ebd., S. 340f.

dafür, dass solche Tabellen mit Rheinberger als eine Übergangform zwischen Text und Bild⁸⁹ verstanden werden können.

In herkömmlichen Tabellen mit mehreren Spalten und Zeilen führte Eickstedt verschiedene Kopf- und Körpermaße sowie Kopf- und Körperindizes der untersuchten Sikh nach statistischen Parametern auf. Er gab die Variationsbreiten an und berechnete den Mittelwert M , die Standardabweichung δ , den Variationskoeffizienten v und die Fehlerwahrscheinlichkeit E der zuvor genannten vier Größen. Methodisch bezog er sich dabei vor allem auf die Empfehlungen von Rudolf Martin (1914), aber auch auf *Die experimentelle Vererbungslehre* von Arnold Lang (1914)⁹⁰. Seine Ergebnisse setzte er ins Verhältnis zu Vergleichswerten aus der Literatur⁹¹ und schloss aus der sich ergebenden Ähnlichkeit, dass die von ihm gemessenen Jat Sikh zu jener Gruppe gehörten, die Herbert Hope Risley, ein britischer Kolonialbeamter und Ethnograf, als „Indo-Arier“ und Deniker als „Indo-Afghanen“ bezeichnet hatten.⁹² Damit war eine der „großen Fragen“ der Zeit – die Frage nach Herkunft und Verbreitung der „Arier“ – benannt, die ein Leitmotiv für Eickstedts Arbeit darstellte. Über die Feststellungen Risleys und Denikers hinausgehend fragte er, ob jene „Indo-Arier selbst überhaupt eine einheitliche somatische Gruppe“ bildeten oder „sich vielleicht deutliche Spuren einer alten Urbevölkerung finden“ ließen. Zur Bearbeitung dieser Frage schlug er eine vor allem grafische Ausdifferenzierung der Ergebnisse vor und untersuchte zunächst „die Proportionen der Nase“, die für diese Unterscheidung und die Feststellung der „Rassenzugehörigkeit“ besonders aufschlussreich seien.⁹³

Die Durchführung jedoch brachte ihn in Schwierigkeiten. Bei der näheren Beschäftigung mit den mathematischen und grafischen Modellen, so schilderte er Luschan vertraulich in Briefen,

„[...] sank [s]ein Respect vor M[artin].’s Mathematik immer mehr. Er hat zumindest an mehreren Punkten selbst durchaus nicht verstanden, was er schrieb. Daher allein sind Widersprüche und Fehler zu erklären, und vor allem, dass es wohl tote Formeln, aber meist absolut nichts zu deren Verständnis gibt. Es ist ja aber so völlig unmöglich zu Resultaten zu kommen.“

⁸⁹ Vgl. Rheinberger 2001, S. 58.

⁹⁰ Vgl. Lang 1914.

⁹¹ Eickstedt nennt unter anderem die Arbeiten von Herbert Hope Risley und den *Census of India* von 1911.

⁹² Vgl. Eickstedt 1921, S. 334.

⁹³ Ebd., S. 339.

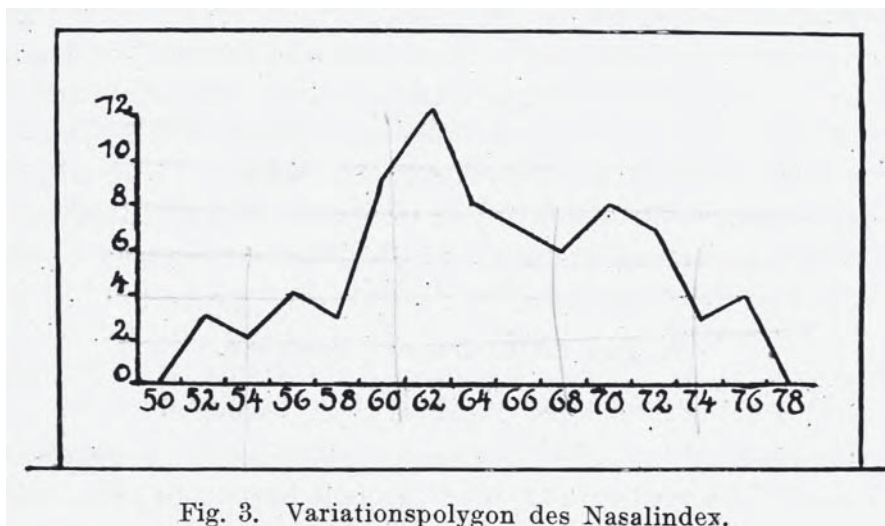


Fig. 3. Variationspolygon des Nasalindex.

Abb. 39: Kurve zur Häufigkeit aus Eickstedts Arbeit

Das liege aber „nicht an den Methoden, sondern an deren allzu kompendiösen Behandlung“ bei Martin.⁹⁴ Die Berechnungen seien „beispiellos ermüdend und zeitraubend“⁹⁵, und die sich ergebenden Kurven waren uneindeutig. Zu Beginn seiner Arbeit hatte Eickstedt einen einzigen „Rasstyp“ in der Gruppe der Sikh angenommen. Wenige Wochen später, nach Anwendung der mathematischen Verfahren, musste er berichten:

„Meine ganz anfängliche Auffassung der Möglichkeit homogener Sikhs habe ich längst fallen lassen. An den [...] Kurven deutete ich zwei Gruppen an. Provisorische Bearbeitung derselben aber lassen mich als höchstwahrscheinlich 3 Gruppen ansehen.“⁹⁶

Die Quelle seiner Unsicherheit waren jene grafischen Darstellungen, die er selbst aus den Einzeldaten erstellt hatte. Er interpretierte nicht nur die errechneten Daten als Hinweis auf eine vorliegende „Rassenmischung“, sondern er glaubte diese auch an einer Kurve des Nasalindex, des Verhältnisses von der Breite zur Höhe beziehungsweise Tiefe der Nase, ablesen zu können. (Abb. 39) Bei dem „Variationspolygon“ handelte sich um eine einfache Darstellung von Häufigkeiten in einem Koordinatensystem, in dem Eickstedt die Anzahl der Individuen auf der y-Achse gegen den Wert des

⁹⁴ STBNL, Schreiben Eickstedts an Luschan vom 26.8.1919.

⁹⁵ STBNL, Karte Eickstedts an Luschan vom 6.8.1919.

⁹⁶ STBNL, Schreiben Eickstedts an Luschan vom 26.8.1919.

Nasalindexes auf der x-Achse auftrug. Dazu teilte er den Wert des Nasalindexes in 25 Klassen ein, auf die er die 76 errechneten Werte verteilte. Durch die Verbindung der einzelnen Punkte ergab sich eine zackige Kurve, die „zwei deutlich getrennte Hauptgipfel [aufwies], die auch bei veränderter Klasseneinteilung nicht verschwinden“.⁹⁷ Dass Eickstedt hier explizit auf die „Einteilung“, also die Anlage des Koordinatensystems hinwies, erklärt sich aus dem auftretenden Problem: „die immer wiederkehrenden nahe beieinander liegenden Gipfelpunkte“ in seinen grafischen Darstellungen, wie er während der Bearbeitung des Materials Luschan brieflich berichtete.⁹⁸

Eickstedt ging von der in der Anthropologie eingebürgerten Vorstellung aus, dass sich innerhalb einer Population das Vorhandensein eines „Typs“ oder „Rassenmerkmals“ in der Häufigkeitsverteilung einer Gauß'schen Normalverteilung, also einer Glockenkurve mit deutlichem Bauch erkennen lassen müsse. Das Maximum beziehungsweise der Bereich um das Maximum herum würde dann den „Typ“ indizieren. Da in Eickstedts Kurven aber immer zwei Maxima auftauchten, musste er nach einer anderen Erklärung suchen. Er vermutete in einem Brief an Luschan, „[g]elegentliche (geringe) Schiefheit der Kurven und die Breite der Gipfel vereinfachter Kurven“ spräche „für die Heterogenität des Materials“, also die Existenz von mehr als einem einzigen „Rasenelement“. Seine Schwierigkeiten, so erkannte Eickstedt jedoch selbst, wurzelten auch in der grafischen Darstellung, etwa der Frage, „ob Einzelheiten – wie die Grösse der Kurve, Wahl der Intervalle, – gut gewählt sind. Wäre es wünschenswert, dass die Individuenzahl bei allen Kurven in Prozenten ausgedrückt wird?“⁹⁹

Aus heutiger Perspektive ist zu Eickstedts Dilemma zu bemerken, dass seine Fehlerkurven von ihren Voraussetzungen her keine deutliche Gauß'sche Glockenform ergeben konnten. Da er nur über insgesamt 76 Werte verfügte, lag die Fehlerwahrscheinlichkeit seiner Kurven bei $1/\sqrt{76}$, bei über zehn Prozent. Um den wahrscheinlichen Fehler wesentlich zu reduzieren und somit eine höhere Repräsentativität der Kurve zu erreichen, hätten viel mehr Werte zur Verfügung stehen müssen. Die Fehlerwahrscheinlichkeit von Eickstedts Kurve, welche – anders als in seiner Zeichnung – niemals den Wert Null annehmen konnte, stieg darüber hinaus, da er die 76 Werte zudem auf der x-Achse in 25 Klassen einteilte. Da in jedes Feld also potenziell nur drei Punkte eingetragen wurden, war ihre Aussage

⁹⁷ Eickstedt 1921, S. 340. Etwas großzügiger könnte man die Darstellung als Kurve mit einem Maximum verstehen.

⁹⁸ STBNL, Schreiben Eickstedts an Luschan vom 29.6.1919.

⁹⁹ Ebd.

wenig repräsentativ, denn je geringer die Zahl der Messpunkte war, desto höher war auch die Fehlerwahrscheinlichkeit.

Eickstedt selbst verwies in seinen „Bemerkungen zu biometrischen und graphischen Methoden“ auf die möglichen Probleme solcher Variationspolygone: Unregelmäßige Kurven, die sich durch „Schiefheit“ oder „falsche Mehrgipfligkeit“ auszeichneten, könnten entstehen, so der Wissenschaftler, wenn Beobachtungs- beziehungsweise Messfehler vorlägen, wenn in zu viele und zu enge Klassen eingeteilt würde – er selbst empfahl, mindestens fünf Werte pro Klasse anzunehmen –, und schließlich, wenn „zu geringes Material“ vorläge.¹⁰⁰ Vor allem zu jenem letzten Punkt, der zu messenden Anzahl von Individuen, variierten die Ansichten der Anthropologen: Einig waren sich alle, dass möglichst viele Messungen erhoben werden müssten, viele plädierten für eine Mindestmenge von 100 Maßzahlen. Diese Anzahl fällt bereits sehr gering aus, vergleicht man sie mit heutigen Meinungsumfragen, die immer bemüht sind, zwischen 1.000 und 3.000 Individuen heranzuziehen, und deren wahrscheinlicher Fehler zwischen 3 und 1,8 Prozent liegt, sofern sich das Ganze statistisch verhält.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass bei hohen Messzahlen auch die Häufigkeitskurve eine hohe Repräsentativität hat, dass geringe Messzahlen dagegen auch wenig repräsentativ sind. In der Praxis um 1900 zeigt sich aber, darauf weist auch Christine Hanke mehrfach hin, dass eine geringe Anzahl von Messungen Anthropologen nicht davon abhielt, statistische Methoden anzuwenden – obwohl ihnen die geringe Repräsentativität bewusst war. Meist argumentierten sie, dass aus praktischen Gründen keine größere Menge verfügbar war. Dies weist im Gegenzug darauf hin, so konstatiert Hanke, dass die Messungen und Ermittlungen ein konstitutiv unabschließbarer Prozess waren.¹⁰¹

Auch Eickstedt hatte nur weniger als hundert Sikh vermessen können. Die Rechtfertigung, trotzdem statistische Berechnungen anzuwenden, bezog er ebenso wie die eigentliche Methode von Rudolf Martin. Dieser hatte in seinem Lehrbuch betont, dass größeres Material die Kurven regelmäßiger werden und die Nebengipfel verschwinden ließ, und hinzugefügt: „Man kann ferner annehmen, daß ein durchaus homogenes Material, unabhängig von der Zahl der Fälle, stets eine typische oder eine Normalkurve ergeben wird, d. h. innerhalb der Variationsbreite jede Stufe durch einen feststehenden Prozentsatz vertreten ist.“¹⁰² Dies bedeutete, dass bei einer

¹⁰⁰ Vgl. Eickstedt 1921, S. 375f.

¹⁰¹ Vgl. Hanke 2007, S. 31.

¹⁰² Martin 1914, S. 95f.; ohne den Nebensatz zitiert bei Eickstedt 1921, S. 369.

von vornherein als „homogen“ eingeschätzten Menschengruppe die Anzahl der vermessenen Personen nicht sehr entscheidend war, da auch kleinere Mengen repräsentative Ergebnisse liefern würden – eine Wiederholung jenes Zirkelschlusses zwischen angenommenen homogenen anthropologischen Gruppen und ihrer nachträglichen Beschreibung, auf den Margit Berner in Bezug auf die Lagerforschungen hingewiesen hat.¹⁰³

Von Martin übernahm Eickstedt zudem das Argument, dass „echte mehrgipflige Kurven“, bei denen die drei genannten Gründe für „falsche Mehrgipfligkeit“ ausgeschlossen seien, „stets als komplex“ aufgefasst werden müssten.¹⁰⁴ Die Frage, ob der mehrgipfligen Kurve ein „heterogenes Material“ zugrunde liege, sei „nur durch biometrische Berechnungen“ zu beantworten.¹⁰⁵ Obwohl Eickstedt feststellen musste, dass seine weiteren grafischen Darstellungen „die ähnliche (nicht gleiche) Kurve mit den beiden dicht beieinander liegenden Gipfeln“ zeigten, wie er sie „bei Nasen- und Kopfindex fand“¹⁰⁶, und obwohl er nur über 76 Messwerte verfügte, schloss er bei seinen Kurven eine „falsche Mehrgipfligkeit“ aus. Die seiner Meinung nach vorliegende „echte Mehrgipfligkeit“ ließ möglicherweise auf eine „heterogene“ Population schließen, die er durch weitere Maßnahmen zu differenzieren versuchte.

Nach dem Vorbild der britischen Korrelationsrechnung bezog Eickstedt verschiedene Körpermaße und -indizes aufeinander. Dabei hatte er zu entscheiden, welche Korrelationen, also Merkmalskombinationen, als signifikant für eine „Rassenunterscheidung“ heranzuziehen waren. In einer der abgedruckten „Korrelationstabellen“ trug er den bereits im Variationspolygon bearbeiteten Nasalindex gegen die Körperhöhe auf. (Abb. 40) Innerhalb des sich ergebenden Häufungsschemas notierte er in natürlichen Zahlen in arabischer Schrift die Anzahl der Individuen, auf die die bezeichneten Werte von Nasalindex und Körpergröße zutrafen. Diese Form der Darstellung erlaubte den Einbezug eines dritten Parameters. Während im Koordinatensystem ein bestimmtes Maß oder ein bestimmter Index – etwa der Nasalindex – zu seiner Häufigkeit in Beziehung gesetzt wurde, ermöglichte die Korrelationstabelle eine Darstellung der Häufigkeit bezüglich der Kombination von zwei Maßzahlen, in diesem Fall Nasalindex und Körperhöhe. Es ergab sich ein unregelmäßiges, ausfransendes Feld mit Eintragungen von Zahlen im Wert von 1, 2, 3 und 4. In diesem Zahlenwald kenn-

¹⁰³ Vgl. Berner 2005, S. 174.

¹⁰⁴ Vgl. Eickstedt 1921, S. 376.

¹⁰⁵ Vgl. Martin 1914, S. 97.

¹⁰⁶ STBNL, Schreiben Eickstedts an Luschan vom 22.7.1919.

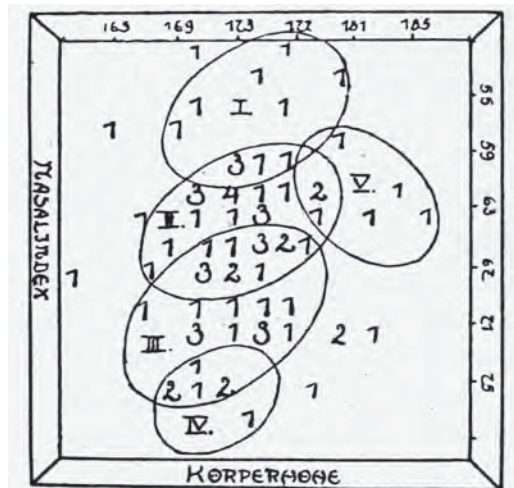


Fig. 4.
Korrelationstabelle für Nasalindex
und Körperhöhe.

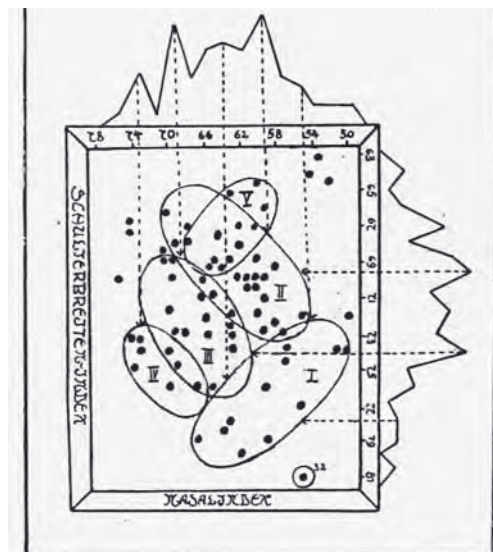


Fig. 5.
Kombinationstafel für Nasalindex
und Schulterbreitenindex.

Abb. 40 und 41: Grafische Darstellung von Häufigkeiten aus Eickstedts Arbeit

zeichnete Eickstedt durch Einkreisen fünf verschiedene Häufungen; die sich ergebenden Ellipsen beschriftete er mit römischen Zahlen (I bis V). Erstaunlich an dieser Identifizierung von Gruppen ist, dass Eickstedt nicht zunächst die größten Häufigkeiten zusammenfasste, also alle Dreien und die einzige im Bild enthaltene Vier, die sich relativ zentral anordneten. Die Gruppierungen des Wissenschaftlers scheinen von anderen Intentionen geleitet: Eickstedt nahm die Existenz mehrerer „Rassenelemente“ in der von ihm untersuchten Gruppe an und versuchte, diese auch grafisch aufzufinden.

Um seine Zwischenergebnisse weiter auszudifferenzieren und festzustellen, ob es sich bei den bezeichneten Gruppen „dann wirklich um einen vollständigen Biotypus (Rassenelement) handelt“¹⁰⁷, schlug Eickstedt das Erstellen *mehrerer* „Kombinationstafeln“ und ihren Vergleich untereinander vor. In einer solchen Kombinationstafel setzte er den Nasalindex und den Schulterbreitenindex in Beziehung, wobei er die jeweiligen Kombinationen nicht mehr in Zahlen ausdrückte, sondern nur noch in „Treffern“, die er durch Punkte markierte. (Abb. 41) Zusätzlich überwölbte er die jeweilige Werteskala mit dem dazugehörigen „Variationspolygon“, also der Häufigungskurve. Die Kurven gaben ebenfalls keine Auskunft mehr über die Anzahl der jeweils betroffenen Individuen. Von ihren „Gipfeln“ jedoch führte Eickstedt gestrichelte Linien in die Mitte des Feldes, wo sie mit den gestrichelten Linien des anderen Parameters zusammentrafen oder diese überkreuzten. Alle Zahlenangaben waren nunmehr durch die Feststellung von nicht weiter bezifferten Häufungen ersetzt. In dem entstehenden Feld von Punkten glaubte Eickstedt, „die bisher unterschiedenen 5 Elemente alle wieder“ zu finden, „was ihrem Bestehen als besondere Gruppen hohe Wahrscheinlichkeit“ verleihe.¹⁰⁸ Christine Hanke hat in ihrer Studie zur physischen Anthropologie zurecht darauf hingewiesen, dass in den anthropologischen Häufungsschemata „Typen“ in Zahlen anstatt in Körpermerkmalen *gesehen* werden sollten, wobei die in die Felder eingezogenen Grenzen provisorisch wirken, da sie auch andere Definitionen zulassen würden.¹⁰⁹

Um die Valenz seiner Identifizierungen zu bestätigen, verglich Eickstedt seine erste „Kombinationstafel“ mit drei weiteren, die ihn ebenfalls zu den fünf festgestellten Gruppen führten, deren Identifikation jedoch ebenso

¹⁰⁷ Eickstedt 1921, S. 341.

¹⁰⁸ Ebd., S. 343.

¹⁰⁹ Vgl. Hanke 2007, S. 45–52 und S. 188–190.

willkürlich ausfiel wie schon diejenige in der ersten Korrelationstabelle.¹¹⁰ Den nunmehr nach Eickstedts Meinung verlässlich festgestellten „Biotypengruppen“ versuchte er abschließend geografische Eigenschaften zuzuordnen. Dazu zeichnete er „geographische Kombinationstafeln“¹¹¹ und ordnete darin jeweils zwei bereits bekannte Variationspolygone einzelnen Bezirken zu, korrelierte also Körperindizes mit geografischen Kriterien. Die mit den Kurven-„Gipfeln“ verknüpften und mit römischen Zahlen bezeichneten „Biotypengruppen“ verband er wiederum durch gestrichelte Linien mit den Ortstreffern. Seine Sichtbarmachung von Typengruppen beschloss Eickstedt mit einer raumgreifenden „Kombinationstafel zur Veranschaulichung von sechs untereinander korrelativen Faktoren bei den Rasselementen der Sikh (morphologischer Gesichtsindeks, Nasalindex, zwei Kurvenbilder, Heimatdistrikte und deren geographische Lage)“ (Abb. 42) Darin verkettete er zwei „Kombinationstafeln“ mit Variationspolygonen sowie einer geografischen Verteilung. Es ergab sich ein großes, durch die im oberen Teil befindlichen Kurven beinahe landschaftlich anmutendes Bild. Die pittoresken „Gipfel“ der Kurven wurden über gestrichelte Linien zu Punkten in einem Gewimmel geführt, das eher wie ein mikroskopisches Bild von Teilchen aussah. An der Identifizierung der Gruppen durch Einkreisen änderte sich im Vergleich zu den vorigen Schemata nichts.

Die „geographischen Kombinationstafeln“, die Eickstedt als „seine“ Methode bezeichnete, gestatteten seiner Meinung nach die „Auflösung der Population in ihre biologischen Gruppen [...] [und] die Analyse einer gemischten Bevölkerung aufgrund ihrer räumlichen Verteilung“.¹¹² Am Beispiel der untersuchten Sikh führten seine Untersuchungen zu dem nicht allzu überraschenden Schluss, dass es sich um eine „heterogene“ Population handele, bei der zwei „Rasselemente“ beziehungsweise „Biotypen“ und drei numerisch geringere „Typengruppen“ beziehungsweise „Phänotypen“, von denen sich zwei an die „Rasselemente“ anschließen, festzustellen seien.¹¹³ Eickstedts „Beobachtungen“, Messungen, Berechnungen und grafische Darstellungen führten zu einer Revision seiner anfänglichen Annahme einer „homogenen“ Population von Sikh, somit einer Revision des anthropologischen Augenscheins. Die mathematischen und grafischen Operationen hatten etwas sichtbar gemacht, dass dem Blick des Anthro-

¹¹⁰ Vgl. Eickstedt 1921, Fig. 6, 7 und 8.

¹¹¹ Vgl. ebd., Fig. 10a, 10b, 11a, 11b, 12a, 12b.

¹¹² Ebd., S. 367. Den Terminus „Kombinationstafel“ übernahm er aus der Arbeit seines Kollegen Bernhard Struck. Vgl. Struck 1921.

¹¹³ Vgl. Eickstedt 1921, S. 366.

logen auf die Gefangenen im Lager entgangen war, sie hatten Nicht-Gesehenes oder Nicht-Sichtbares zu Tage gebracht. Wie sehr es sich bei Eickstedts Verfahren um ein gleichsam handwerkliches Sichtbarmachen

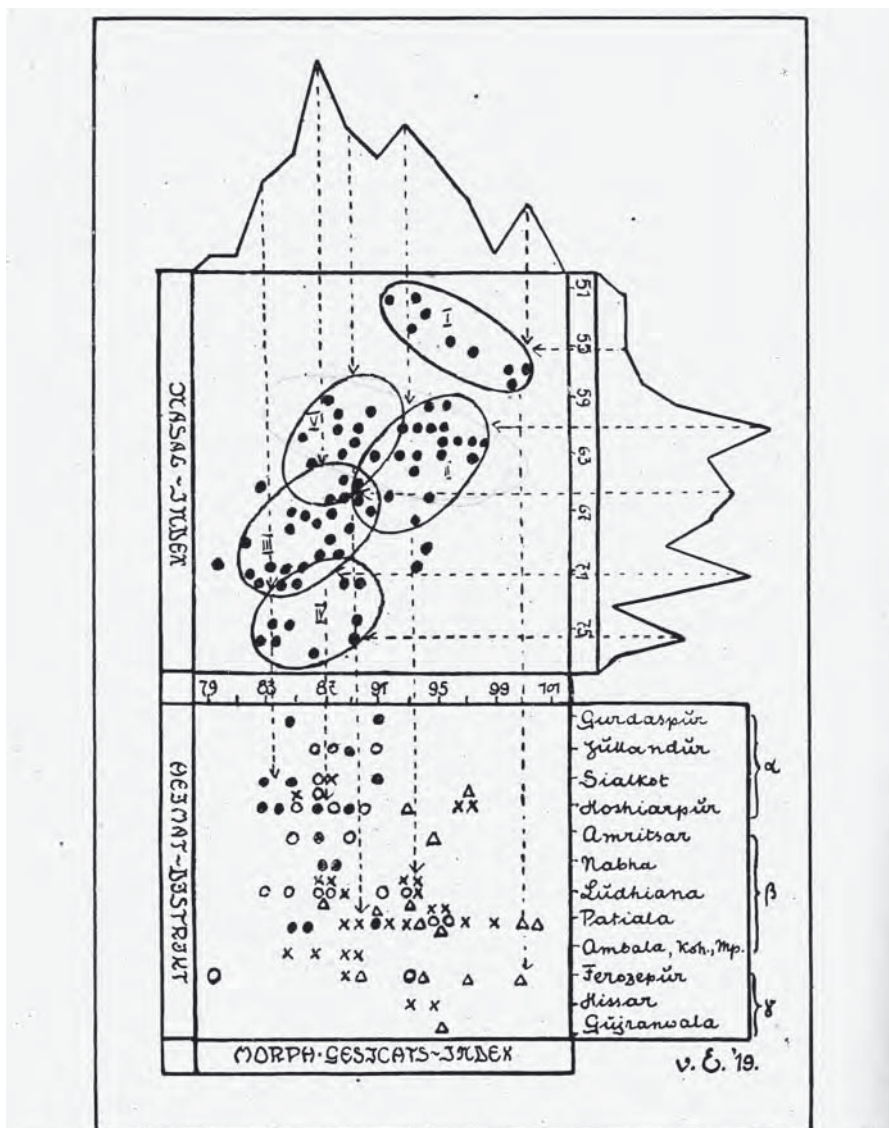


Fig. 13. Kombinationstafel zur Veranschaulichung von sechs untereinander korrelativen Faktoren bei den Rasselementen der Sikh (morphologischer Gesichtsinde, Naswindex, zwei Kurvenbilder, Heimatdistrikte und deren geographische Lage).

Abb. 42: Erweiterte „Kombinationstafel“, die Eickstedt „seine“ Methode nannte

handelte, zeigt sein Anlegen von Ellipsen, Linien und Verknüpfungen. Mit subjektiven Setzungen, die sich kaum aus den mathematischen Häufungen begründen ließen, hatte Eickstedt „Typengruppen“ weniger abgebildet, als vielmehr – gleichwohl unter Berufung auf naturwissenschaftliche Exaktheit und Prüfbarkeit – *hervorgebracht*.¹¹⁴ In Bezug auf „seine“ Methode der Kombinationstafeln argumentierte er selbst deutlich abweichend von der „mathematischen Genauigkeit“, die „etwas Künstliches“ habe und „der belebten Natur“ nicht ganz gerecht werden könne:

„Die Mathematik fordert Gesetze, die belebte Natur kennt nur Regeln. Indem man Regeln in Gesetze zwingt, täuscht man sich selbst. Nicht selten sind daher in der Anthropologie die unmittelbar zum Auge sprechenden Darstellungen nicht nur ehrlicher, sondern auch wissenschaftlich verheißungsvoller, ja sogar ‚exakter‘ als die Arithmetik.“¹¹⁵

Diese von Eickstedt vertretene Privilegierung des Auges und der Sichtbar-machungen gegenüber „bloßer“ Mathematik, auf die gleichwohl nicht verzichtet werden sollte, findet sich auch in den Arbeiten jener Anthropologen wieder, die an den Wiener Kriegsgefangenenforschungen beteiligt waren. Die beiden Ansätze bilden dabei zwei gegensätzliche Richtungen in der deutschsprachigen Anthropologie ab, die bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg wirksam blieben: eine eher positivistische und eine eher hermeneutische Ausrichtung.

Die ersten physisch-anthropologischen Arbeiten über Kriegsgefangene, die in Wien nach dem Weltkrieg öffentlich vorgetragen und publiziert wurden, befassten sich mit der Verbreitung der so genannten „vorderasiatischen Rassenmerkmale“.¹¹⁶ Viele Anthropologen verstanden diese durch Luschan beschriebenen Merkmale zum damaligen Zeitpunkt als wesentliche Bestandteile der angenommenen „jüdischen Rasse“. Luschan selbst war allerdings zu der Ansicht gelangt, dass eine anthropologische Typenbestimmung zeitgenössischer Juden unmöglich sei, da sie nichts anderes seien als ein „allgemein orientalischer“ Typus.¹¹⁷ Weninger gelangte in seinen Arbeiten zu dem Schluss, dass viele „Rassenmerkmale“ der Juden in enger Verbindung mit den „vorderasiatischen Kurzköpfen“ stünden.¹¹⁸

¹¹⁴ Vgl. dazu auch Hanke 2007.

¹¹⁵ Eickstedt 1921, S. 374.

¹¹⁶ Vgl. Pösch 1918, Weninger 1918/19, Weninger 1920.

¹¹⁷ Vgl. Berner 2005, S. 182.

¹¹⁸ Vgl. Weninger 1920.

Der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Verfahren war eine möglichst genaue Untersuchung der Merkmale des Gesichts der einzelnen Personen, wie Pöch und Weninger sie schrittweise während der Kriegsgefangenenforschungen genormt und in das Messblatt aufgenommen hatten. Zum ersten Mal gelangten die Zergliederungsschemata in der vererbungswissenschaftlich angelegten Arbeit Hella Pöchs zur Anwendung, die an den wohlynischen Flüchtlingsfamilien eindeutig „rassenhygienische Fragen“ etwa in den Bereichen von Ernährung und Stillfähigkeit der Mütter bearbeitet hatte, diese jedoch nicht auswertete.¹¹⁹ Ebenso wie die Arbeit von Michael Hesch über *Letten, Litauer, Weißrussen*¹²⁰ war ihre Dissertation als Beitrag zum „Problem der Ostrasse“ konzipiert, das Pöch bereits bei den Untersuchungen der westrussisch-baltischen Kriegsgefangenen aufgeworfen hatte.

Josef Weninger selbst setzte die Zergliederungsschemata umfassend erstmals in seiner Habilitationsschrift ein, die er 1926 einreichte und 1927 als erste Arbeit innerhalb der Reihe „Rudolf Pöchs Nachlass“ publizieren konnte: *Eine morphologisch-anthropologische Studie. Durchgeführt an 100 westafrikanischen Negern*.¹²¹ Bei den 100 vermessenen Personen handelte es sich um Kriegsgefangene, die aus den französischen Kolonien in Westafrika stammten und die Pöch und Weninger 1917 im „Halbmondlager“ in Wünsdorf und 1918 in dem rumänischen Kriegsgefangenenlager in Turnu Magurele untersucht hatten.¹²² Während Weninger das wissenschaftliche Vorgehen in der Einleitung ausführlich erläuterte, erklärte er nicht, warum die Daten von genau 100 Individuen herangezogen wurden – nach der Rückkehr nach Wien berichtete Pöch, dass im Lager Turnu Magurele „78 Neger“ aus Westafrika gemessen werden konnten, so dass zusammen mit den 30 in Wünsdorf gemessenen Personen „die Zahl 100“ nun überschritten worden sei¹²³ – und wie diese ausgewählt wurden. Die Zahl 100 stellte die Mindestanzahl von Individuen dar, die viele physische Anthropologen für aussagekräftige Untersuchungen forderten, zudem war sie eine einfache Bezugsgröße für Prozentrechnung und Statistik.

Zur Auswertung ordnete Weninger die 100 Personen „nach den Stämmen“. Dabei identifizierte er an „Stammesgruppen“ 27 „Bambara“, 16

¹¹⁹ Vgl. Schürer von Waldheim 1919 [verschollen], Hella Pöch 1925 u. 1926; AÖAW, Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 7, Nr. 250/1918, Bericht. Vgl. dazu auch Berner 2005, S. 184.

¹²⁰ Vgl. Hesch 1921, Hesch 1933.

¹²¹ Vgl. Weninger 1927.

¹²² Vgl. Gingrich/Lange 2012.

¹²³ Vgl. Pöch 1915–1918, Jg. 55, 1918, Nr. 21, S. 324.

„Tukulor“, 11 „Malinke“, 10 „Wolof“ und 6 „Susu“. 30 Vertreter sehr kleiner Gruppen mit nur 1 bis 4 Personen fasste er zu einer „Sammelgruppe“ zusammen¹²⁴. Wie Eickstedt publizierte er alle Quelldaten zu den einzelnen Personen im Anhang der Studie. Für jedes einzelne Maß führte er eine Anzahl von Berechnungen durch:

„Von den Stammesgruppen und der Sammelgruppe wurden die statistischen Belege in Form von Tabellen über jedes einzelne Merkmal zusammengestellt, und zwar enthalten diese Tabellen den Mittelwert, die Streuung (Standard Deviation), den Variationskoeffizienten und die wahrscheinlichen Fehler dieser drei Parameter; ferner die Variationsbreite, nämlich das Maximum und Minimum und die Spannung, das ist den Abstand des höchsten Wertes vom niedersten.“¹²⁵

Diese Operationen reduzierten die statistischen Berechnungen, die Rudolf Martin vorgeschlagen hatte, auf ein überschaubares Pensum. Da die Ergebnisse jeweils nur geringe Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppen aufwiesen, so Weninger, ermittelte er jeden Wert auch für die gesamte Gruppe von 100 Personen. Die so errechneten Mittelwerte und Häufigkeiten dienten auch zum Vergleich mit Daten anderer Autoren zu anderen Bevölkerungsgruppen.

Zur grafischen Darstellung in Form von Kurven brachte Weninger lediglich 16 Häufigkeitsverteilungen, indem er jeweils einen errechneten Parameter – etwa den „Längen-Breiten-Index des Kopfes“ oder die „Beckenbreite in Prozenten der Körpergröße“ – gegen die Anzahl der betroffenen Individuen auftrug. In allen abgebildeten Kurven ergab sich ein deutlicher Höhepunkt in der Nähe des mittleren Wertes. Die Graphen ähnelten entfernt denen einer Normalverteilung und ließen damit, gemäß der Vorannahmen zum „Durchschnittstypus“, auf eine homogene Gruppe schließen. (Abb. 43 und 44)

Der Schwerpunkt von Weningers Arbeit lag jedoch auf der physiognomischen Typenbildung, die auf den von ihm und Pösch gemachten „somatopsichischen Beobachtungen“ fußte: Seiner Überzeugung nach hatte die „reiche Studiengelegenheit [...] gelehrt, dass die Zahlen wohl ein Gerüst, aber noch keinen fertigen Bau einer anthropologischen Arbeit darstellen“¹²⁶. Die Zahlen müssten ergänzt werden durch genaue Beschreibungen von Kopf, Gesicht, Nase, Augengegend und Ohr. Seine Grundan-

¹²⁴ Vgl. Weninger 1927, S. 15, Hervorhebung im Original.

¹²⁵ Ebd., S. 15.

¹²⁶ Ebd., S. 16.

f) Der morphologische Obergesichtsindex.

Stamm	n	Variationsbreite	Spannung	M ± E (M)	σ ± E (σ)	v ± E (v)
Bambara	27	42.45 (42.86) – (54.62) 59.38	16.93	48.85 ± 0.52	4.03 ± 0.37	8.25 ± 0.75
Tukolor	16	43.17 (45.95) – (54.23) 54.62	11.45	49.12 ± 0.50	3.00 ± 0.36	6.11 ± 0.72
Malinke	11	37.59 (44.85) – (52.59) 57.67	20.08	49.00 ± 0.97	4.78 ± 0.68	9.75 ± 1.40
Wolof	10	46.21 (47.33) – (50.74) 54.48	8.27	49.30 ± 0.45	2.08 ± 0.31	4.22 ± 0.63
Susu	6	44.85 (46.10) – (53.44) 56.82	11.97	50.08 ± 1.12	4.09 ± 0.80	8.17 ± 1.59
Sammelgruppe	30	37.59 (39.04) – (54.48) 55.65	18.06	47.87 ± 0.53	4.28 ± 0.37	8.94 ± 0.78
Gesamtmaterial	100	37.59 (37.59) – (57.67) 59.38	21.79	48.70 ± 0.27	3.96 ± 0.19	8.13 ± 0.39

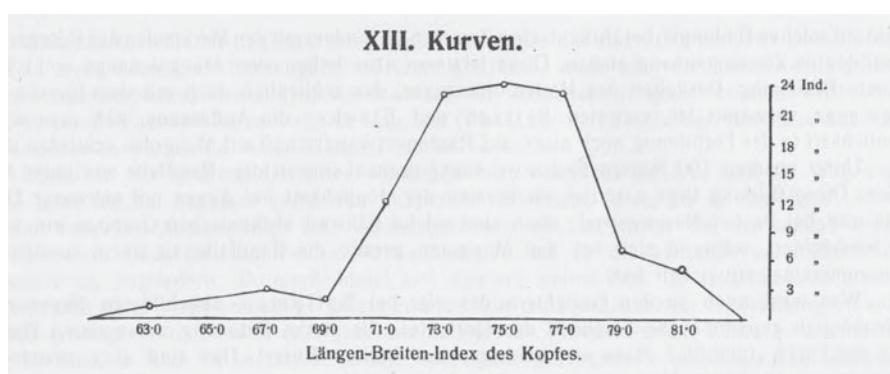


Abb. 43 und 44: Tabellarische und grafische Darstellung statistischer Werte in Josef Weningers Arbeit zu „westafrikanischen Negern“ (1927)

nahme war, dass sich „Neger“-Gesichter stark von europäischen unterschieden und zum Teil dem „Mongolengesichte“ näherstünden. Die genaue morphologische Beschreibung der Gesichtsteile sei auch deswegen entscheidend, so Weninger, weil die „am Gesichte gewonnenen Zahlen [...] diese Tatsache [...] nicht immer mit solcher Sicherheit“ aussagten.¹²⁷ Weninger brachte seine Zergliederungsschemata zur Anwendung, um genaue Beschreibungen etwa der einzelnen Nasenteile zu erhalten, operierte anschließend aber nicht mit Häufungen, sondern schlug einen anderen Weg ein. Er definierte aus seinen Ergebnissen wiederum verschiedene „Typen“ für jedes untersuchte Merkmal, wobei er sich nicht nach Messzahlen richtete, sondern nach dem eigenen, urteilenden Blick. So unterschied er bei der „Gesichtsumrisslinie“ drei, bei der „Gesichtsprofilinie“ fünf verschiedene „Typen“.

¹²⁷ Ebd., S. 55.

Bei anderen Körperteilen zog Weninger als Hilfe zur Typenbildung noch ein weiteres Medium heran. Die morphologischen Typen der Nase, des Augenlids und des äußeren Ohrs definierte er aus einem Vergleich von Detailfotografien des Gesichts, die zumeist in stereoskopischer Technik angefertigt waren. Während sie in seiner Publikation nur zweidimensional abgebildet werden konnten, ermöglichten sie bei der Betrachtung durch die entsprechende Sehvorrichtung eine dreidimensionale Illusion des Abgebildeten und erleichterten so möglicherweise das Identifizierungsverfahren. Bei der Nase unterschied Weninger folgende Ausformungen: „N 1 (Knopfnase), N 2 (knopfähnliche Nase), N 3 (dreieckige Trichternase), N 4 (trichterähnliche Nase), N 5 (trapezförmige Trichternase), N 6 (Nase mit schmaler Spitze und stark geblähten Flügeln), N 7 (Nase mit breiter Spitze und geblähten Flügeln), N 8 (europäide Nase)“.¹²⁸ Die Knopfnase ordnete er den „Buschmännern“ und „Pygmäen“ zu und offenbarte damit sein Ziel, die einzelnen „Typen“ in eine hierarchische Reihe zu weisen, an deren unterem Ende das „Primitive“ und an deren oberem Ende das „Europäische“ stand. Die Personen, die Weninger einer bestimmten Merkmalsausprägung zuordnete, gehörten meist verschiedenen „Stämmen“ an. Den Typ „Knopfnase“ etwa identifizierte er bei insgesamt neun Personen – vier „Bambara“, einem „Wolof“, einem „Tukulor“, einem „Dafi“, einem „Neger aus Timbuktu“, einem „Serakule“¹²⁹ –, von deren Maßzahlen und Indizes er wiederum Mittelwerte und Variationsbreite errechnete.

Weninger beschrieb jeden einzelnen Nasentyp eingehend anhand der von ihm festgelegten Begrifflichkeiten aus den Schemata – Obernase, Mittelnase, Unternase, Nasenboden und so fort –, um schließlich die acht von ihm benannten Nasenformen noch einmal zu drei Gruppen zusammenzufassen: N 1, N 3 und N 5 bezeichnete er als „primitive Formen im engeren Sinne“, N 2, N 4, N 6 und N 7 als „primitive Formen im weiteren Sinne“ und N 8 ließ er alleine bestehen als „europäiden Typus“. Die Anteile der 100 vermessenen Personen drückte er in Prozenten aus, so dass 22 Prozent der Gruppe über eine europäide Nase verfügten, wohingegen 78 Prozent „primitive“ Nasen aufwiesen. Dieses Ergebnis interpretierte Weninger so, dass „primitive“ Nasenformen dort vertreten seien, „wo es noch primitive Menschen gibt oder wo Primitive früher vertreten waren und in der gegenwärtig vertretenen Population noch stark durchschlagen“. Das Vorhandensein von „europäiden“ Nasenformen zeuge vom Zuzug „höher und hoch

¹²⁸ Ebd., S. 78–84.

¹²⁹ Vgl. ebd., S. 89.

spezialisierten Menschen“.¹³⁰ Weninger bezog sich bei der Überlegung von Mischungsverhältnissen und Kreuzungen auf Eugen Fischers Studie über *Die Rehobother Bastards* und plädierte für weitere Verfeinerungen von dessen Untersuchungen auf der Grundlage von Bildmaterial.¹³¹ In gleicher Weise verfuhr Weninger mit den Merkmalen des Augenlids, wobei er hier in seit Pöchs Arbeitsberichten bekannter Weise den „mongolischen“ Einfluss festzustellen suchte. Beim Ohr unterschied er zwar drei verschiedene Formen, nannte sie aber keine „Typen“, sondern referierte vor allem über die Verbreitung des von Pöch und Fischer beschriebenen „Buschmannohrs“.

Im Gegensatz zu Eickstedt errechnete Weninger seine „morphologischen Typen“ nicht, sondern bestimmte sie nach dem individuellen Blick, der sich zudem auf das ästhetische Hilfsmittel der Fotografie stützte. Erst innerhalb der nach seinem „geschulten Urteil“ definierten Gruppen wandte er statistische Methoden an, die jedoch hauptsächlich eine Orientierung über mittlere Werte geben sollten. Folglich geriet er weder in rechnerische Probleme noch an darstellerische Grenzen, wie es Eickstedt geschah. Da Weninger die Ähnlichkeiten *sah* oder genauer: beanspruchte zu sehen, war innerhalb der nach Ähnlichkeit definierten Gruppen keine große Abweichung in den Zahlen und Kurven zu erwarten. Er entspricht damit dem von Christine Hanke beschriebenen Typus des Künstler-Anthropologen¹³², der mit „intuitiv“ wissendem Blick „Rassenzugehörigkeiten“ beziehungsweise vorsichtiger ausgedrückt „morphologische Typen“ identifizierte. Zugleich wendete Weninger auch die metrisch-mechanischen Verfahren der Statistik an. Indem er die „objektiven“ Verfahren zwar benutzte, sie jedoch seinem „geschulten“ Augenschein unterwarf und sie damit nicht als mögliche Infragestellung, sondern als Legitimation desselben nutzte, stellt seine Person eine schillernd-opportunistische Vereinigung von subjektivem Urteil mit mechanischer Objektivität dar. Pöch hatte dieser Methodik mit der Bestätigung vorgearbeitet, dass auch „bei ganz objektiv durchgeführter Beobachtung eines noch so kleinen und scheinbar einheitlichen Volkes [...] doch immer eine Anzahl voneinander verschiedener rassenhafter Typen“ auffalle.¹³³

¹³⁰ Ebd.

¹³¹ Vgl. ebd., S. 90.

¹³² Vgl. Hanke 2007, S. 155.

¹³³ Vgl. Pöch 1915–1918, Jg. 53, 1916, Nr. 21 (Sitzung vom 26.10.1916), S. 275–281, hier S. 276.

Weninger verkörpert zudem einen Exponenten jener allgemeinen Tendenz in der Anthropologie zwischen 1920 und 1940, die Daston und Galison als „Verengung der physiognomischen Sehweise“ beschrieben haben: Hätten in der Zeit davor Gesichtszüge als „Metaphern für alles mögliche“ gedient, so seien sie ab etwa 1920 „mehr und mehr in Metaphern der Rassenenerkennung beschrieben worden“.¹³⁴ Als Beispiel für diese zunehmende wissenschaftliche „Vorliebe, Klassifizierungen anhand von Rassen- und Gesichtsmarkmalen zu treffen“, nennen Daston/Galison die deutschen Atlanten zur „Rassenkunde“ des Lehmann Verlags in München.¹³⁵ Der Autor, Hans Friedrich Carl Günther, verwendete darin unter anderem Porträtfotos aus den Wiener Kriegsgefangenenforschungen, worauf ich später zurückkommen werde.

Weninger rechtfertigte sein Vorgehen in der Arbeit über die Westafrikaner – den Schwerpunkt auf der Beschreibung von Merkmalen gegenüber dem metrisch-statistischen Teil – auch mit der „Kleinheit des Materiales“. Dieses erlaube keine großen rechnerischen Operationen zu Merkmalskomplexen, jedoch sehr wohl eine eingehende Beschreibung von „morphologischen Einzelheiten“ und ihren Vergleich mit anderen Menschengruppen.¹³⁶ Das Programm dieser Methodik beschrieb Weninger wie folgt:

„Durch die bis in alle Einzelheiten reichende morphologische Analyse soll ein Weg angedeutet sein, welcher zu einer genaueren Rassenunterscheidung führt, als es bis jetzt vielfach der Fall war. Der Anthropologe soll darauf geschult werden, möglichst viel zu sehen; er soll imstande sein, einen ihm auffallenden Formenkomplex bis in die kleinsten unterscheidenden Merkmale zu zergliedern. Dadurch bietet sich ein weites Feld für vergleichende Studien. Es wird uns dann nicht schwer fallen, Formen, die bei oberflächlicher Betrachtung einander ähnlich scheinen, zu trennen oder ihre morphologische Verwandtschaft näher zu erkennen.“¹³⁷

Nachdem Weninger 1927 in der Nachfolge Rudolf Pöchs und Otto Reches zum ordentlichen Professor auf die Lehrkanzel für nunmehr ausschließlich (physische) Anthropologie berufen worden war, baute er diese Methodik weiter aus, hinterfragte sie jedoch nicht mehr. In seiner nächsten Arbeit über Daten aus den Kriegsgefangenenlagern, der 1934 publizierten Schrift

¹³⁴ Daston/Galison 2007, S. 359.

¹³⁵ Vgl. ebd. 2007, S. 357–360.

¹³⁶ Vgl. Weninger 1927, S. 143.

¹³⁷ Ebd., S. 144.

Rassenkundliche Untersuchungen an Albanern. Ein Beitrag zum Problem der dinarischen Rasse, versuchte er, die von ihm konstituierten „Nasentypen“ als Kennzeichen allgemein bekannter „Systemrassen“ zu identifizieren. So beschrieb er etwa die „dinarische Nase“ in Abgrenzung zur Nase der „vorderasiatischen“ beziehungsweise „jüdischen Rasse“.¹³⁸ Dasselbe Ergebnis erzielte die Arbeit von Anton Rolleder über vermessene Serben und Montenegriner. Weningers Methode verwendeten auch Werner Pendl und Äminlian Kloiber in ihren 1938 verfassten Dissertationen.¹³⁹

Weninger selbst betonte in seiner Veröffentlichung von 1934, dass er seine Arbeit über die Westafrikaner „mit Fug und Recht eine morphologisch-anthropologische Studie genannt“ habe: „Diese Arbeit ist das Bekenntnis einer Schule, der ich selber nunmehr als Lehrer vorstehe.“¹⁴⁰ Diese „Wiener anthropologische Schule“ führte er bis in die 1960er Jahre fort.¹⁴¹ Nach 1945 publizierte er noch weitere drei Arbeiten mit Daten aus den Kriegsgefangenenlagern des Ersten Weltkriegs. Diese Studien über Vertreter von „Kaukasusvölkern“¹⁴² waren ähnlich aufgebaut wie seine vor dem Zweiten Weltkrieg publizierten Arbeiten. Sie beriefen sich auf Denikers „Systemrassen“ und befassten sich im Besonderen mit dem „Problem“ der „kurzen Steilköpfe“ (planoccipitalen Brachycephalie). Diese hatte Luschan ebenfalls als Merkmal der „vorderasiatischen Rasse“ beschrieben. Josef Weninger und seine Frau Margarethe fassten sie schließlich als einen verbreiteten biologischen Domestikationseffekt auf.¹⁴³

Margit Berner hat in ihren Arbeiten über die Geschichte der Wiener universitären Anthropologie¹⁴⁴ minutiös die einzelnen Arbeitsschritte und Auswertungen der Kriegsgefangenenforschungen nachgezeichnet. Sie konnte dabei aufzeigen, dass die von Pösch angelegte und von Weninger ausgearbeitete Methode der physiognomischen Typenforschung „kaum innovative Auswertungsansätze“ zuließ.¹⁴⁵ Zudem hat sie offengelegt, in

¹³⁸ Vgl. Weninger 1934. Vgl. auch Berner 2005, S. 185ff.

¹³⁹ Vgl. Kloiber 1938, Pendl 1938.

¹⁴⁰ Weninger 1934, S. 1.

¹⁴¹ Brigitte Fuchs hat darauf hingewiesen, dass in der Wiener Schule die biometrischen Methoden, die etwa Otto Reche benutzte, abgelehnt wurden und der Schwerpunkt stattdessen auf der Rekonstruktion von „Rassemerkmalen“, etwa an den Weichteilen des Gesichts, lag: „Diese Methode der Rassenforschung wurde in Wien geisteswissenschaftlich begründet, wurde doch die ‚Somatomorphologie‘ als qualitative Methode betrachtet.“ (Fuchs 2003, S. 280–283, hier S. 281)

¹⁴² Vgl. Weninger 1951, 1955, Weninger/Weninger 1959. Vgl. Berner 2005, S. 185f.

¹⁴³ Vgl. Weninger/Weninger 1959, S. XX.

¹⁴⁴ Vgl. Berner 2003, 2004, 2005.

¹⁴⁵ Berner 2005, S. 189f.

welchem Zusammenhang die „morphologisch-anthropologischen Arbeiten“ standen und auf welche Zukunft sie vorbereiteten: Die Forschungen an Kriegsgefangenen wurden „nicht nur von einem quasi allgemeinen Erkenntnisziel im Sinne der Erforschung der ‚rassischen‘ Zusammensetzung der Bevölkerungen geleitet“, sondern müssen auch „hinsichtlich ihrer anwendungsorientierten Implikationen, insbesondere vor dem Hintergrund bevölkerungspolitischer und rassenhygienischer Fragestellungen“ reflektiert werden.¹⁴⁶ Mit den Kriegsgefangenenforschungen wurden Methoden entworfen, die nahtlos stärker rassistisch ausgerichteten Untersuchungen zuarbeiten konnten.

Die Erkenntnisse der experimentellen Vererbungslehre hatten im Umkehrschluss zu der Vorstellung geführt, Vererbung könnte programmiert werden; demnach würde also der Ausschluss der Vermischung bestimmter „Rassen“ zu einer „Reinigung“ der einzelnen „Rasse“ führen. Diese Annahme spielte den Vertretern der „Rassenhygiene“ und der Eugenik in die Hände. Insgesamt ist in den 1920er Jahren eine Bewegung von „morphologischer Anthropologie“ in Richtung von Eugen Fischers Erbbeziehungsweise „Anthropobiologie“ zu verzeichnen.¹⁴⁷ Die in Wien an den Kriegsgefangenen entwickelte „morphologische Methode“ sollte nun auch zum Studium der Vererbung im „eigenen“ Volk angewendet werden und wurde am Anthropologischen Institut der Wiener Universität unter anderem an Familien und an Zwillingen praktiziert.¹⁴⁸

Berner hat aufgezeigt, dass die „eigene“ Bevölkerung infolge der Auswirkungen des Weltkriegs zu einem Aufgabengebiet anwendungsorientierter Fragestellungen der Anthropologie wurde. Dies drückte sich in einer bereits kurz nach dem Ersten Weltkrieg von der Anthropologischen Gesellschaft geplanten erbbiologischen Reihenuntersuchung aus; in erb- und familienbiologischen Untersuchungen in der Zwischenkriegszeit, die sich affirmativ auf die Kriegsgefangenenuntersuchungen bezogen. In den Lehrplan des Anthropologischen Instituts wurde neben der „Rassenphysiologie“ unter Otto Reche (1924–1927), der 1926 ein anthropologisches Abstammungsgutachten entwickelte, auch die Blutgruppenforschung aufgenommen. In der 1925 in Wien gegründeten Gesellschaft für Rassenpflege und der 1926 gegründeten deutschen Gesellschaft für Blutgruppenforschung engagierten sich die Wiener Anthropologen zunehmend.¹⁴⁹

¹⁴⁶ Vgl. ebd., S. 187.

¹⁴⁷ Vgl. Proctor 1988.

¹⁴⁸ Vgl. Berner 2005, S. 191.

¹⁴⁹ Vgl. ebd., bes. S. 187–191.

Nicht zuletzt zeigt sich die ungebrochene Bezugnahme auf die Kriegsgefangenenuntersuchungen des Ersten Weltkriegs an den Schülern Pöchs und Weningers, die im Zweiten Weltkrieg am Naturhistorischen Museum in Wien bei fast gleicher Vorgehensweise noch einmal ca. 7.000 Menschen untersuchten, darunter Kriegsgefangene in Interniertenlagern und im Wiener Stadion inhaftierte jüdische Männer.¹⁵⁰ Die Kriegsgefangenenuntersuchungen des Ersten Weltkriegs stellten also keineswegs eine „bloße“ Dokumentation im Sinne des Aufdeckens von „Rassenmischungen“ dar, sondern bildeten auch die Vorlage für eine Aneignung dieses Verfahrens im Interesse von „Rassenhygiene“ und Eugenik.

4. FOTOGRAFIEN: „ZERGLIEDERN“ UND „AUFLÖSEN“ DES KÖRPERS

Weningers „morphologisch-anthropologische“ Methode basierte, wie dargestellt werden konnte, wesentlich auf dem „anthropologischen“ oder „*morphologischen Sehen*“. Innerhalb dessen erwies sich nicht nur die Beobachtung am Kriegsgefangenen selbst, sondern auch an seinem fotografischen Substitut als sehr bedeutend. An den in den Lagern angefertigten Fotografien ließen sich auch noch nach Kriegsende Details beobachten, als die Menschen längst nicht mehr zur Verfügung standen. So bestätigte Weninger in seiner Arbeit von 1927: „Es konnte jede einzelne morphologische Erscheinung an der Hand der sorgfältig gemachten Lichtbilder überprüft werden, ja gerade durch die guten Lichtbilder wurde ich auf viele Einzelheiten erst aufmerksam.“¹⁵¹

Die Schwarzweiß-Fotografien erlaubten darüber hinaus – ungeachtet der Tatsache, dass sie keine Farben abbilden konnten – „nachträgliche Richtigstellungen und sogar manche neue Beobachtungen“, so Weninger.¹⁵² Diese Aussage behauptete nicht nur die wichtige Rolle der Fotografien als Sehhilfe, sondern auch, dass die Medien mehr zu sehen gäben als die Begegnung in der Realität. Dies spricht im Gegenzug für die Eigengesetzlichkeit und Eigendynamik des fotografischen Mediums: Als Sichtbarmachung, die sich per definitionem von ihrer Vorlage unterschied, *musste* sie auch anderes zu sehen geben. Da Bilder einen wichtigen Bestandteil des „anthropologischen Sehens“ im Sinne Weningers und Pöchs ausmachten, verwandten beide auf das Medium der Fotografie von Beginn der Kriegsgefangenenforschungen an große Sorgfalt. Pöch hatte bereits im ersten

¹⁵⁰ Vgl. Teschler-Nicola/Berner 1998.

¹⁵¹ Weninger 1927, S. 17.

¹⁵² Ebd.

Arbeitsbericht erläutert, dass die Nacktfotografien mit Rücksicht auf die Wetterverhältnisse grundsätzlich im Innenraum angefertigt werden sollten. Die Positionierung des Internierten zum Fotografieren war Teil der bereits beschriebenen räumlichen Inszenierung:

„Die Standpunkte des zu Photographierenden und der Kamera waren auf dem Fußboden ein für allemal bezeichnet, so daß alle Aufnahmen gleicher Kategorien im gleichen Verhältnis zur natürlichen Größe ausfallen mußten, und zwar Kopf-Brustaufnahmen in ungefähr einem Viertel, Aufnahmen des ganzen Körpers ungefähr in einem Zwölftel der natürlichen Größe. Sowohl bei der Kopf-Brustaufnahme wie bei der Aufnahme des ganzen Körpers wurde ein Kopfhalter benützt.“¹⁵³

In der räumlichen Anordnung wurden Apparat, Körper und Kopf in eine genormte Position gebracht, um kompatible Ergebnisse zu schaffen: Fotos auf Platten in der Größe von 13 cm × 18 cm im jeweils identischen Verhältnis zur Körpergröße. Nach Möglichkeit wurde jeweils der ganze Körper ebenso wie die Kopf-Brust-Partie fotografiert. (Abb. 45 und 46) Wenn die Person abgekipst werden sollte, wurde auch eine Dreiviertel-Profilaufnahme angefertigt. Stets sollte auch die anthropologische Nummer mitfotografiert werden, um Verwechslungen zu vermeiden. Um einen sofortigen Eindruck zu bekommen, wurden „alle exponierten Platten am selben Tag mit Standentwicklung hervorgerufen“.¹⁵⁴ Die Anzahl der Fotografien notierten die Anthropologen in statistischen Tabellen. Zudem wurden laut Pöch mit stereoskopischen Fotos „rassenhafte Einzelheiten des Gesichtes, namentlich der Nase, des Mundes und der Wangengegend festgehalten“, wozu die mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften eigens einen stereoskopischen Apparat zum Preis von 1.155,25 Kronen angeschafft und für die Kriegsgefangenenaufnahmen zur Verfügung gestellt habe.¹⁵⁵

Im Verlauf der Auswertungen der Fotografien änderten und verbesserten Pöch und Weninger nach eigenem Bericht ihre Methoden und wendeten diese Optimierungen im September 1916 bei dem Forschungsaufenthalt im 5. k.u.k. Kriegsgefangenenlager – ab 1916 mussten die Namen der Kriegsgefangenenlager anonymisiert werden – an. Ihr Hauptproblem stellte die Tatsache dar, dass eine gleich bleibende Entfernung zwischen Apparat und der „Einstellebene des Objektivs“ trotz räumlich fixer Inszenierung und

¹⁵³ Pöch 1915–1917, 1. Bericht, S. 225f.

¹⁵⁴ Ebd., S. 226.

¹⁵⁵ Pöch 1915–1917, 3. Bericht, S. 88.



Abb. 45 und 46: Pöchs fotografisches Verfahren bei den Kriegsgefangenen: Kopf-Brust-Bild *en profil*, *en face* und in Eindrittelseitenaufnahme; Vorder-, Seiten- und Rückenansicht des ganzen Körpers

Kopfhalter kaum zu erreichen war, die Aufnahmen also nicht die genau identische Größe bekamen. Die Anthropologen machten deshalb im Winter 1915/1916 Versuche mit einer Bertillon'schen Kamera, einer Stativkamera mit fixer Einstellung und dazugehörigem Stuhl, die in immergleicher Entfernung voneinander aufgestellt wurden. Durch entsprechende Verschiebungen der Einsätze in der Rückenlehne und des Kopfhalters wurde das Gesicht des zu Fotografierenden in die „Einstellungsebene“ gebracht. Pöch verwies diesbezüglich auf die Beschreibung in Alphonse Bertillons und Arthur Chervins *Anthropologie métrique*¹⁵⁶.

Veränderungen gegenüber der Bertillon'schen Apparatur und Anordnung nahmen Pöch und Weninger an der Kasette für die Platten und am Grad der Verkleinerung des Kopfbildes vor. In Abweichung vom Verfahren Bertillons und Chervins orientierten Pöch und Weninger den zu fotografierenden Kopf nach wie vor in der Ohr-Augen-Ebene – eine festgelegte Form der Schädel fotografie in der „Frankfurter Horizontalen“, bei der der obere Rand des Ohrlochs auf eine Ebene mit dem unteren Rand der Augenhöhlenfurchen gebracht wurde. Pöch konstatierte, „der auf dem Sucher eingezeichnete Winkel diene nur zur Kontrolle“.¹⁵⁷ Die feste Einstellung übernahmen sie, die von Bertillon benutzte Verkleinerung auf 1/7 der natürlichen Größe erhöhten sie jedoch auf 1/5. Daher benutzten sie auch nicht Platten in der Größe von 9 cm × 13 cm, sondern in der Größe von 13 cm × 18 cm.¹⁵⁸

Während Bertillon für kriminalanthropologische Zwecke die Anfertigung einer frontalen und einer Profilaufnahme vorschrieb, legte sich Pöch bei den Fotografien von Kriegsgefangenen noch auf eine dritte Aufnahme fest. Bereits bei seinen Forschungsreisen hatte er zu der Vorder- und der Seitenaufnahme des Kopfes jeweils noch eine Aufnahme im Dreiviertelprofil hinzugefügt. Der Fotografierte durfte dabei „eine selbstgewählte Haltung des Kopfes“ einnehmen, was Pöch zufolge ein „gutes Charakterbild“ ergab und weitere anthropologische Details ins Bild setzte.¹⁵⁹ Bei den Kriegsgefangenenforschungen fertigte Pöch ab Sommer 1917¹⁶⁰ anstelle der Dreiviertelprofilaufnahme jeweils eine dritte Aufnahme an, „bei welcher die Drehung des Kopfes in der Frontalebene um einen Winkel von 30°

¹⁵⁶ Bertillon/Chervin 1909, S. 82–89, Verweis bei Pöch 1915–1917, 3. Bericht, S. 85.

¹⁵⁷ Pöch 1915–1917, 3. Bericht, S. 86.

¹⁵⁸ Vgl. ebd.

¹⁵⁹ Vgl. Pöch 1910a, S. 111.

¹⁶⁰ Wahrscheinlich wurde die jeweils dritte Aufnahme meist schon ab Sommer 1916 angefertigt.

erfolgt ist“. Pöch nannte dieses Bild die „Eindrittelseitenaufnahme“¹⁶¹ und fasste zusammen: „die Gesichtsaufnahme in den drei Normen ist also als Regel aufgestellt worden“.¹⁶² (Abb. 45)

Bei den Eindrittelseitenaufnahmen oder auch Drittelseitenaufnahmen bilden das linke Ohr und das rechte Auge die Umrisslinien oder sie stoßen an diese an. Diese dritte Form der Aufnahme unterscheidet sich von dem Frontal-Profil-Duo der Verbrecherfotografie durch ihre Drehung, die die Haltung weniger gestellt erscheinen lasse, so Pöch. Dazu wurden die Kassetten so umgebaut, dass jede der drei Aufnahmen mit dem mittleren Teil des Objektivs gemacht werden konnte.¹⁶³ Waren die Kriegsgefangenenfotografien also zunächst teilweise in zwei, teilweise in drei Ansichten fotografiert worden, darunter ein Dreiviertelprofil, wurde ab Sommer 1917¹⁶⁴ ein einheitliches Verfahren „in den drei Normen“ installiert.

Auch für die Fotografien „in den drei Normen“ wurde zunächst die umgebaute Bertillon'sche Kamera benutzt. Da sich diese aber als unzureichend erwies, griff Pöch nochmals in die fotografische Apparatur selbst ein. Ein für seine Zwecke „viel vollkommener anzupassender Kameratypus fand sich in einem Apparate der Firma A. Moll in Wien, welche für polizei-anthropologische Zwecke als Reisekamera gebaut worden war“. Sie unterschied sich von der Bertillon'schen Kamera dadurch, dass sie „nicht für Identitäts-, sondern gleichzeitig auch für Tatbestandsaufnahmen bestimmt war“.¹⁶⁵ Das Foto in der „dritten Norm“ wurde somit zum Tatbestandsfoto.

Die neue Kamera verfügte nicht über eine einzige fixe Einstellung wie die Bertillon'sche, sondern ermöglichte es durch einen ausziehbaren Balg, in beliebiger Verkleinerung direkt auf der Mattscheibe einzustellen. Pöch schilderte dies ausführlich und mit mehreren Illustrationen in seinem letzten Bericht zu den Kriegsgefangenenforschungen in den *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft*. Diesem schloss er eine „Belehrung für anthropologisches Photographieren“ an, die auf den Erfahrungen bei der „langjährigen Arbeit in den Kriegsgefangenenlagern“ basierte und auch für das Fotografieren ohne Bertillon'schen Stuhl gelten sollte.¹⁶⁶ (Abb. 47 und 48)

¹⁶¹ Pöch 1915–1917, 3. Bericht, S. 86.

¹⁶² Ebd., S. 87.

¹⁶³ Vgl. ebd. Pöch gibt hier noch weitere Details zu den verwendeten Objektiven und den genauen Entfernungen.

¹⁶⁴ Ebd. Möglicherweise handelt es sich bei der Jahreszahl um einen Druckfehler; wahrscheinlicher ist, dass schon ab Sommer 1916 in den meisten Fällen auch die dritte Aufnahme des Gesichts gemacht wurde.

¹⁶⁵ Pöch 1915–1917, 4. Bericht, S. 150.

¹⁶⁶ Vgl. ebd., S. 155–157.

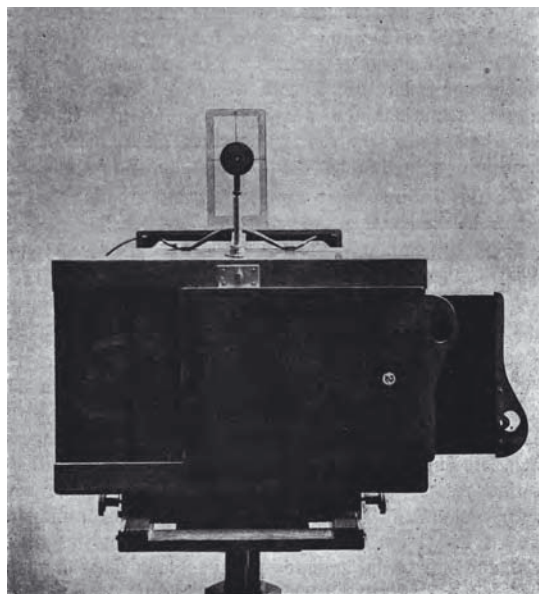
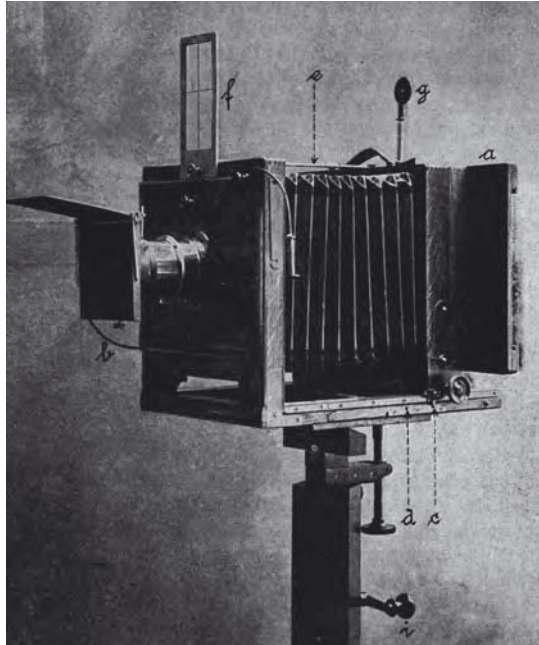


Abb. 47 und 48: Die nach den Angaben Pöchs speziell für das „anthropologische Fotografieren“ während des Ersten Weltkriegs konstruierte Kamera

Den Bericht über die „neue Kamera für anthropologische Typenaufnahmen in den drei Normen“ sandte er auch Luschan nach Berlin und fasste für ihn brieflich zusammen:

„Die Sache ist sehr einfach; es lässt sich von jedem Kamera-Tischler eine gewöhnliche 13 × 18 Kamera für diese Zwecke nach meinen Angaben adaptieren und ich hoffe, dass dieses Beispiel Nachahmung findet. Dann habe ich eine Belehrung für das anthropologische Photographieren beigegeben. Wenn man sich daran hält, werden hoffentlich die Fehler vermieden, unter denen ich immer zu leiden habe bei dem Material, das mir bei gutem Willen aber mangelnder Ausführung von Freunden der Anthropologie zufließt.“¹⁶⁷

Die Tendenz Pöchs zur Verallgemeinerung seiner Verfahren über die Kriegsgefangenenuntersuchungen hinaus hatte sich schon bei der Optimierung der Messbögen gezeigt. Mit den „Ergebnissen *anthropologischer Laboratoriumsarbeit*“ im Bereich der Fotografie, zu denen ihn die Kriegsgefangenenforschungen veranlasst hätten, wandte sich Pöch 1917 zusätzlich an eine weitere Fachöffentlichkeit. In der Zeitschrift *Photographische Korrespondenz* berichtete er über seine Revision des fotografischen Verfahrens gegenüber „der auf Forschungsreisen geübten Methoden“.¹⁶⁸ Hier bekräftigte er nochmals sein Plädoyer für die Eindrittelseitenansicht:

„Diese dritte Aufnahme wird nun obligatorisch, und es wird für sie auch der Drehungswinkel des Gesichts festgestellt. Es hat sich nämlich im Laufe der Untersuchungen herausgestellt, daß eine Drehung des Kopfes um 30° von der Mittellinie nach der Seite für anthropologische Zwecke das Günstigste ist.“¹⁶⁹

Der Bericht über das „anthropologische Fotografieren“ sollte über die Kriegsgefangenenfotografie hinausgehend allgemeingültig für das Fach sein und diene der methodischen Profilierung Pöchs und seines Lehrstuhls. Darin fasste er die verhandelten Details zu vier Punkten zusammen: 1. Die Aufnahmen mussten unbedingt scharf sein; 2. das Gesicht musste in den „drei Normen“, also einschließlich der Drittelseitenansicht, fotografiert werden; 3. die drei Aufnahmen sollten die exakt gleiche Größe haben, also bei derselben Einstellung gemacht werden; und 4. alle Aufnahmen mussten bei der gleichen „Orientierung“ des Aufzunehmenden gemacht werden,

¹⁶⁷ STBNL, Schreiben Pöchs vom 14.8.1918 an Luschan, Bl. 279.

¹⁶⁸ Pöch 1917b, S. 134.

¹⁶⁹ Ebd., S. 136.

damit sie untereinander vergleichbar wären. Vor allem die letzten beiden Punkte forderten aufwändige Erläuterungen, wie bereits aus den früheren Berichten deutlich geworden war. Eine regelrechte, durch technische Instrumente gestützte Choreografie brachte den Körper des zu Fotografierenden in die gewünschte und genormte Position, um wissenschaftlich verwertbare und vergleichbare Bilder zu erhalten. Für die Porträtaufnahmen saß die Person aufrecht, wobei sie von Rückenlehne und Seitenteilen oder Kopfhalter in Position gebracht und gehalten wurde. Die Menschen mussten sich also in eine unbequeme (und damit wenig repräsentative) Haltung begeben.

Die Prozedur erinnert an die erkennungsdienstliche Behandlung von Verbrechern: Nicht nur wurden teilweise die fotografischen Regeln des Kriminalanthropologen Alphonse Bertillon befolgt und seine Apparatur – der Bertillon'sche Stuhl – verwendet. Auch Bertillons Signalement bezüglich Händen und Fingern folgte Pöch. Nicht zuletzt der Handabdruck erinnert an den Fingerabdruck, den vor allem der britische Naturwissenschaftler und spätere Eugeniker Francis Galton für die polizeiliche Identifizierung und Kriminalanthropologie nutzbar machte. Diese Identifizierungsverfahren waren jedoch, wie Pöchs ausführlicher Bericht zeigt, keineswegs ohne Vorbereitung durchführbar – es war eine aufwändige räumliche und technische Inszenierung dazu nötig sowie ein ganzes wissenschaftliches Regelwerk, um dieses einzurichten und zu bedienen. Dazu wurde vor allem auf die Position des Körpers minutiös eingewirkt. Das Ergebnis sollten polizeilich-identifikatorisch sowie physisch-anthropologisch verwendbare, genormte Bilder beziehungsweise Datensätze sein. Der Vergleich der anthropologischen Fotografien von den Kriegsgefangenen mit einer Verbrecherkartei liegt nicht fern – zumal anthropologische Porträts vor dem Ersten Weltkrieg auch in Gefängnissen kolonialisierter Ländern angefertigt wurden. Nicht nur hat Susanne Regener gezeigt, dass die „fotografische Erfassung“ in der Kriminalanthropologie maßgeblich an der Konstruktion von „Verbrechern“ beteiligt war.¹⁷⁰ Bereits Allan Sekula hat auf die doppelte Logik der im 19. Jahrhundert entstehenden polizeifotografischen Archive hingewiesen, die komplizierte Verhältnisse von kultureller und sozialer Regulierung herstellten.¹⁷¹

Mit dem Sommer des Jahres 1917 und der Beendigung der Untersuchungen an russischen Kriegsgefangenen in den Lagern der Habsburger Monarchie war auch die Optimierung des „anthropologischen Fotografie-

¹⁷⁰ Vgl. Regener 1999.

¹⁷¹ Vgl. Sekula 1986.

rens“ abgeschlossen. So ist davon auszugehen, dass bei den Fotos, die Pöch und Weninger im Herbst 1917 und im Herbst 1918 von indischen und afrikanischen Kriegsgefangenen in deutschen und rumänischen Lagern anfertigten, alle von ihnen ausgearbeiteten Regeln eingehalten wurden. Im Anhang von Weningers 1927 publizierter Arbeit finden sich von jeder einzelnen der 100 Personen nicht nur die Namen sowie eine Reihe von Körpermaßen und Indizes, sondern auch jeweils drei „Kopfbrustbilder“ (Abb. 49 und 50)

Die Menschen sind in dieser wie eine anthropologische Verbrechergalerie anmutenden Fotoserie aufgrund von fehlender Lagerkleidung rein visuell nicht als Kriegsgefangene zu identifizieren. Ihr Bekleidungsstatus ist auffällig inkohärent: Die meisten wurden mit nacktem Oberkörper fotografiert, einige wenige aber trugen ein Hemd oder einen Kittel.¹⁷² Zumindest einige der Gefangenen weigerten sich, sich vor Anthropologen und für Fotografien ganz oder teilweise zu entblößen. Weninger berichtet:

*„Aufnahmen des ganzen Körpers konnten wir an den Negern nicht machen. Diesem Verlangen standen sie ablehnend gegenüber. Das ist gerade bei den Negern nicht recht erklärlich, nachdem doch in ihrer Heimat eine geringe Bekleidung des Körpers gerade keine Seltenheit darstellt. Da wir aber bei unseren Studien nie einen Zwang ausüben wollten, mußten wir von diesem Vorhaben zu unserem Leide Abstand nehmen.“*¹⁷³

Diese Aufnahmen des Oberkörpers endeten unterhalb der Brust und sollten den Dargestellten in der Größe eines Fünftels im Verhältnis zur Körpergröße zeigen – wobei eine eventuelle Verkleinerung im Druck nicht thematisiert wurde. Weninger betonte: „Wir sind daher sogar imstande, Messungen [an den Fotos] nachzuprüfen.“¹⁷⁴

Für seine Publikation wurden die Fotografien in der Breite beschnitten, so dass die seitlich an den Körper gelegten Arme nicht mehr zu sehen waren. Auch die Schultern wurden so angeschnitten, dass das Bild nach den Schlüsselbeinen endete. Dadurch ergab sich ein relativ schmales hohes Format. Die drei Bilder jeder Person wurden nach identischem Schema gruppiert: Links befindet sich die Profilaufnahme, in der Mitte die Frontalansicht und rechts die Eindrittelseitenaufnahme. Da die Profilaufnahme stets die rechte Gesichtshälfte und die Eindrittelseitenaufnahme hauptsäch-

¹⁷² Vgl. Weninger 1927, Abb. 1, 28, 29, 30, 31, 32, 65, 85 und 87.

¹⁷³ Ebd., S. 3, Hervorhebung im Original.

¹⁷⁴ Ebd.

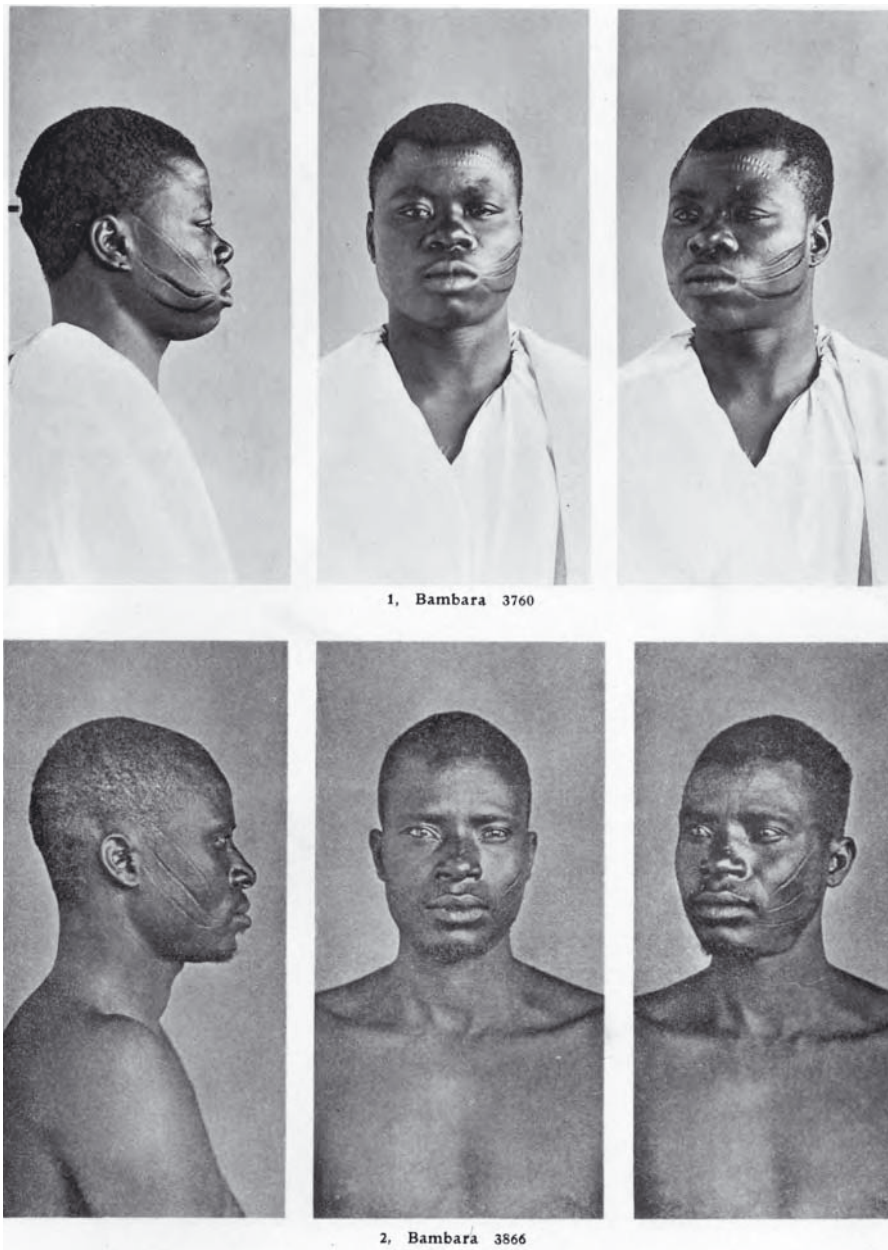


Abb. 49: Porträts von 1917 und 1918 von im Wünsdorfer „Halbmondlager“ und im Lager Turnu Magurele in Rumänien durch Pöch und Weninger untersuchten Kriegsgefangenen

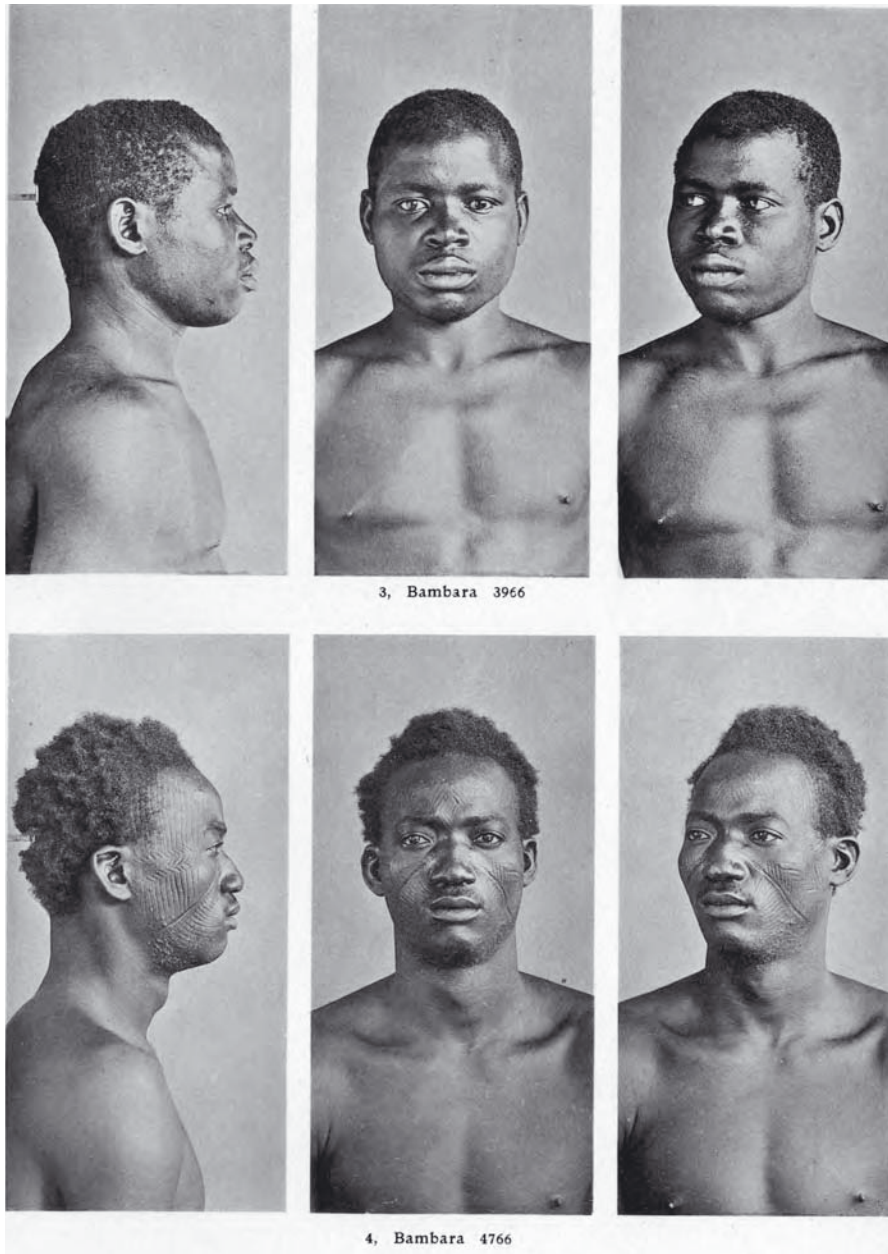


Abb. 50: Porträts von afrikanischen Kriegsgefangenen 1917/18. Auf der jeweils links stehenden Aufnahme ist der Kopfhalter zu sehen

lich die linke Gesichtshälfte zeigt, vermittelt die Anordnung insgesamt den Eindruck, die beiden äußeren Köpfe würden sich dem zentral gesetzten Kopf zudrehen und ihn anschauen. Von links scheint ihn die Profilaufnahme direkt anzublicken, von rechts geht der Blick des eingedrehten Kopfes ebenfalls Richtung Mitte und zugleich darüber hinaus. Die Frontalansicht und die Drittelseitenaufnahme scheinen dasselbe Objekt außerhalb des Bildes anzublicken: die Kamera, den Fotografen, den Anthropologen, die Betrachter/innen oder die Leser/innen. Diese Blickbewegung aus dem Bild heraus wird angestiftet durch den Blick des Profils auf die Frontalansicht. Es ergibt sich eine Verweisstruktur innerhalb der Dreier-Anordnung, die mit ihrer Lenkung auf das zentrale Bild einerseits und auf die Betrachter/innen andererseits an die abendländische Bildtradition des Triptychons erinnert.

Das Triptychon als dreigeteiltes farbiges Bild wurde im Mittelalter für die Darstellung religiöser Themen entwickelt. Es besteht aus einer Haupttafel in der Mitte, deren Sujet durch das große Format hervorgehoben wird, und zwei rechts und links davon angeordneten Nebentafeln, auf denen meist Figuren oder Szenen von geringerer Bedeutung abgebildet sind, die durch Körperhaltungen und Blickrichtungen auf die Mitteltafel weisen.¹⁷⁵ Solche Gemälde gehören zur Sphäre der bildenden Kunst und sind somit nicht ohne weiteres mit der Gebrauchsfotografie für Zwecke der Kriminalanthropologie oder der wissenschaftlichen Anthropologie vergleichbar. Die kunsthistorisch festgestellten Kompositions- und Verweisschemata der Triptychen können jedoch anregend für eine visuelle Analyse des besprochenen Fotomaterials wirken. Die Komposition der dreiteiligen Fotografien von Afrikanern in Weningers Arbeit privilegiert die Frontalansicht des Gefangenen in der Mitte als Darstellung der Person und Hauptinstrument der Identifikation, das von den beiden seitlich gestellten Bildern räumlich flankiert und inhaltlich weiter expliziert wird. Wie bei alten Triptychen ergibt sich eine Leserichtung der Fotos von links nach rechts und schließlich aus dem Bild heraus: Der Blick der Betrachter/innen folgt dem des links abgebildeten Profils in die Mitte und weiter nach rechts auf die Drittelseitenaufnahme, welche seinen Blick zurück in die Mitte und aus dem Bild heraus lenkt.

Ganz links fällt die Anbindung des Bildes nach außen ins Auge, der Kopfhalter, der auf vielen Profildaten zu sehen ist und der den Abstand des Hinterkopfes zum Bildrand zu definieren scheint. (Abb. 50) Neben den abgebildeten Köpfen und manchmal den Kleidungsstücken der Gefangenen

¹⁷⁵ Vgl. Ackermann 2009.

ist er das einzige Element, das zur Sphäre der Kultur zählt: eine hybride Konstruktion zur Sichtbarmachung von „Natur“, ein Gebilde, das auf die anthropologisch-wissenschaftliche Anordnung verweist und als Requisite nicht dem abgebildeten Gefangenen, sondern dem abbildenden Anthropologen zuzuordnen ist. Der Kopfhalter verrät *im* Bild etwas über den Ursprung und Zweck dieses Bildes, er weist als Requisite auf die Inszeniertheit des Bildes hin. Der Betrachterblick wird durch die Blickrichtung der Frontalaufnahme und der rechts positionierten Drittelseitenaufnahme aufgefangen und aus dem Bild heraus auf jenen fotografierenden oder betrachtenden Anthropologen gerichtet, der in den Fotos selbst zwar unsichtbar ist, aber aus ihnen heraus projiziert Teil ihrer Inszenierung ist.

Während die anthropologische Konstruktion auf den ersten Blick nur das vermessene beziehungsweise zu vermessende Objekt zeigt, verrät ihr Aufbau und ihr Blickschema auf den zweiten Blick auch die Anordnung, die für dieses Ergebnis verantwortlich ist. Auf die Anthropologen, die sich als unsichtbare Verursacher der Szene mit ins Bild gesetzt haben, fällt somit der Blick des Gefangenen, dem es dadurch ermöglicht wird, sich einer Subjektposition zu nähern: Er wird nicht nur angeschaut, sondern schaut zurück – auf Inszenierung, Apparatur und Personal, die ihn zum „Objekt“ machen.

Um in stereoskopischen Aufnahmen „besonders die morphologischen Merkmale des Gesichtes und einzelne Gegenden desselben festzuhalten“¹⁷⁶, setzten Pöch und Weninger die aus Mitteln der Akademie finanzierte Zeiß'sche Stereo-Palms-Kamera mit spezieller Naheinrichtung ein. Die ausschnitthaft wirkenden Fotografien waren für Weninger die Grundlage zur Bestimmung morphologischer „Typen“ nach dem Blick. Er gruppierte die Aufnahmen von Nasen, Ohren und Augen, um daraus „Typen“ zu erkennen und anschließend Details näher zu beschreiben. Bei der Abbildung von Fotografien der Nasen und Augen in seiner Publikation behielt Weninger im Wesentlichen die triptychale Repräsentationsform bei, wobei vor allem das linke Bild des Nasenprofils schmäler als die beiden übrigen ausfiel. (Abb. 51) Noch deutlicher verschoben sich die Formatgrößen bei den Detailaufnahmen der Augen: Das linke Bild war weniger als halb so breit wie die beiden anderen.¹⁷⁷ (Abb. 52)

¹⁷⁶ Weninger 1927, S. 3.

¹⁷⁷ Aus Weningers Bildreihen heraus fällt dabei Tafel D, auf der die Nasenpartie dreier verschiedener Personen in Untersicht (mit Fokus auf dem „Nasenboden“) gezeigt wird, aber Mund und Augen im Bild bleiben.

Bei der Repräsentation der Ohren fiel das mittlere Bild, die Frontalan-sicht, weg, denn die hierauf repräsentierte Form des Ohrs war eine stark verzerrte Draufsicht gewesen, die für anthropologische Zwecke nicht dienlich war. Bei den fotografierten Ohren stellte Weninger daher nur Paare zusammen: das rechte Ohr in Profilaufnahme und das linke Ohr in Drittelseitenaufnahme. (Abb. 53) In der Zweierkombination weisen die beiden durch einen weißen Balken getrennten Ohren deutlich auf die fehlende Mitte – wo eigentlich kein Ohr, sondern ein Gesicht abgebildet werden müsste. Wegen dieser leeren Mitte wirken die isolierten Ohrenfotos umso mehr wie Fotos von Präparaten, die vom übrigen Körper abgetrennt sind. Sie verdeutlichen den Ausschnittcharakter der Fotografien und zugleich die ausschnittthafte Behandlung des Körpers, die sich gleichsam als *visuelle Sektion* ausnahm: Gerade die Fotografien der Ohren weisen auf das detailversessene „morphologische Sehen“ und die „Zergliederung“ und „Auflösung“ des Körpers, die Weninger in seinem Resümee noch einmal zur Methode erklärt hatte: „Ich möchte nur wünschen, dass diese Art des Zergliederns und Auflösens der einzelnen Merkmalskomplexe bald auch an anderen Rassengemengen vorgenommen werden möchte.“¹⁷⁸

Das anthropologische Verfahren des „Auflösens“ und „Zergliederns“ war maßgeblich auf das Medium der Fotografie angewiesen. Das bildliche Ergebnis wirkt wie ein menschlicher Formenkatalog, der im Umkehrschluss zur Vererbung auch eine gewisse Programmierbarkeit versprach: die Auswahl von Formen zur Kreuzung und Züchtung. Die fotografische Fragmentierungsästhetik stellte einen Merkmalkatalog dar und her. Dieser konnte Stück für Stück betrachtet werden, also pro Person von links nach rechts. Zugleich konnte er auch von oben nach unten gelesen werden, also etwa die Profilansicht des Auges von mehreren Personen nacheinander. So ergibt sich in den Fotogruppierungen eines Merkmals – der Nase, der Augen, der Ohren – eine regelrechte Bildtabelle, in der etwa die Nase einer Person sowohl nach verschiedenen Ansichten differenziert als auch mit mehreren anderen Nasen verglichen wurde. Von Pöchs Schemata unterscheiden sich die Bildtabellen durch das jeweils zweite und dritte Foto: Hatte Pöch jeweils mit einem Bildbeispiel zehn verschiedene Gesichtsformen oder zwölf verschiedene Ausprägungen des Augenlids aufgelistet, verdreifachte Weninger die Fotografie einer Person und listete nicht nur verschiedene, sondern auch gleichartige Formen auf. Seine Bildtabellen bilden einen Übergang von Bildlisten zu mit Zahlen befüllten Tabellen, die wiederum statistische Beobachtungen zulassen.

¹⁷⁸ Weninger 1927, S. 182.



6 ; 4885 : Knopfnase (Form N 1).



1 ; 3760 : Knopfnase (Form N 1).



39 ; 4927 : Dreieckige Trichternase (Form N 3)



14 ; 4913 : Dreieckige Trichternase (Form N 3).

Abb. 51: „Typen“ der Nasenform nach Josef Weninger

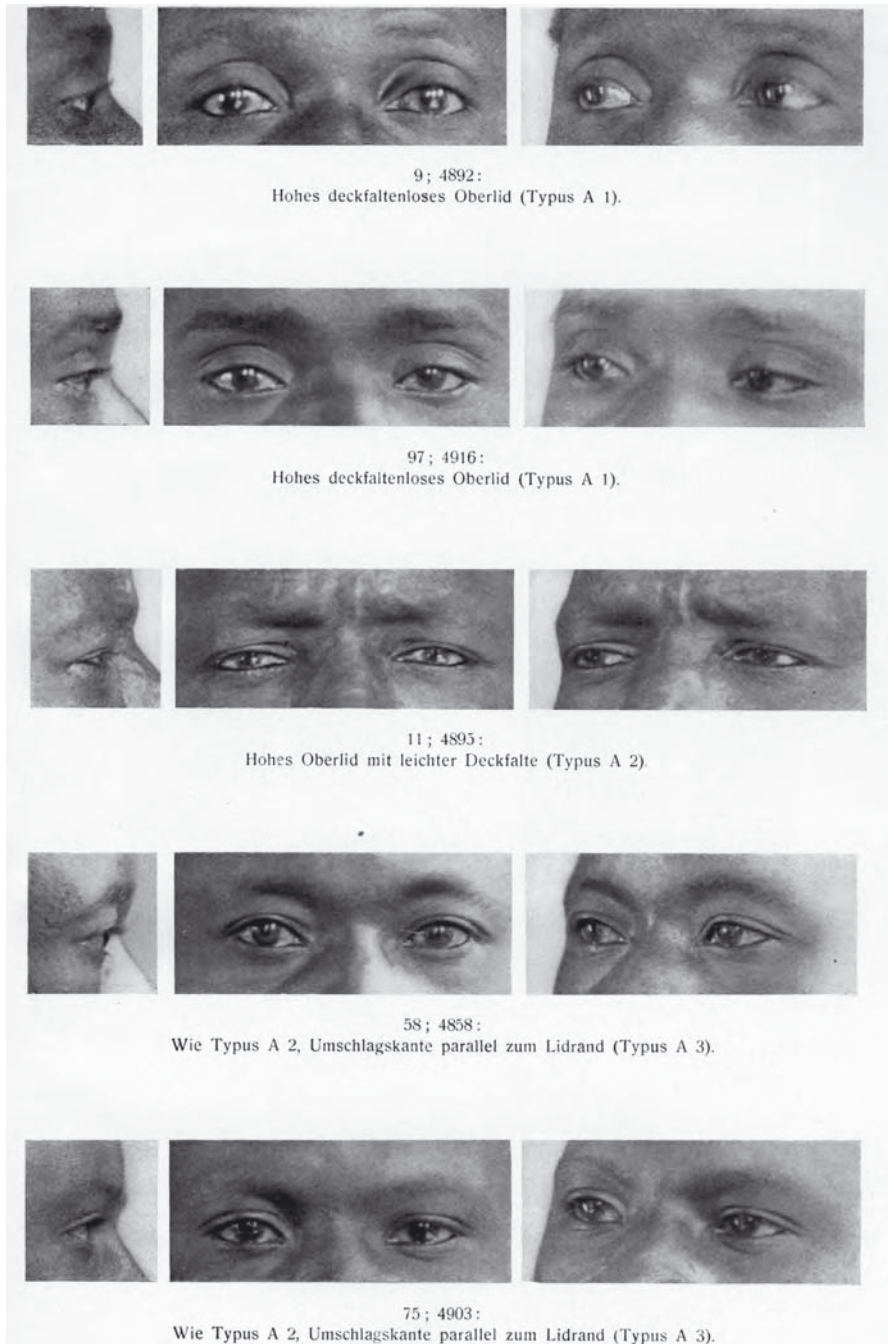


Abb. 52: „Typen“ des Augenlids nach Josef Weninger

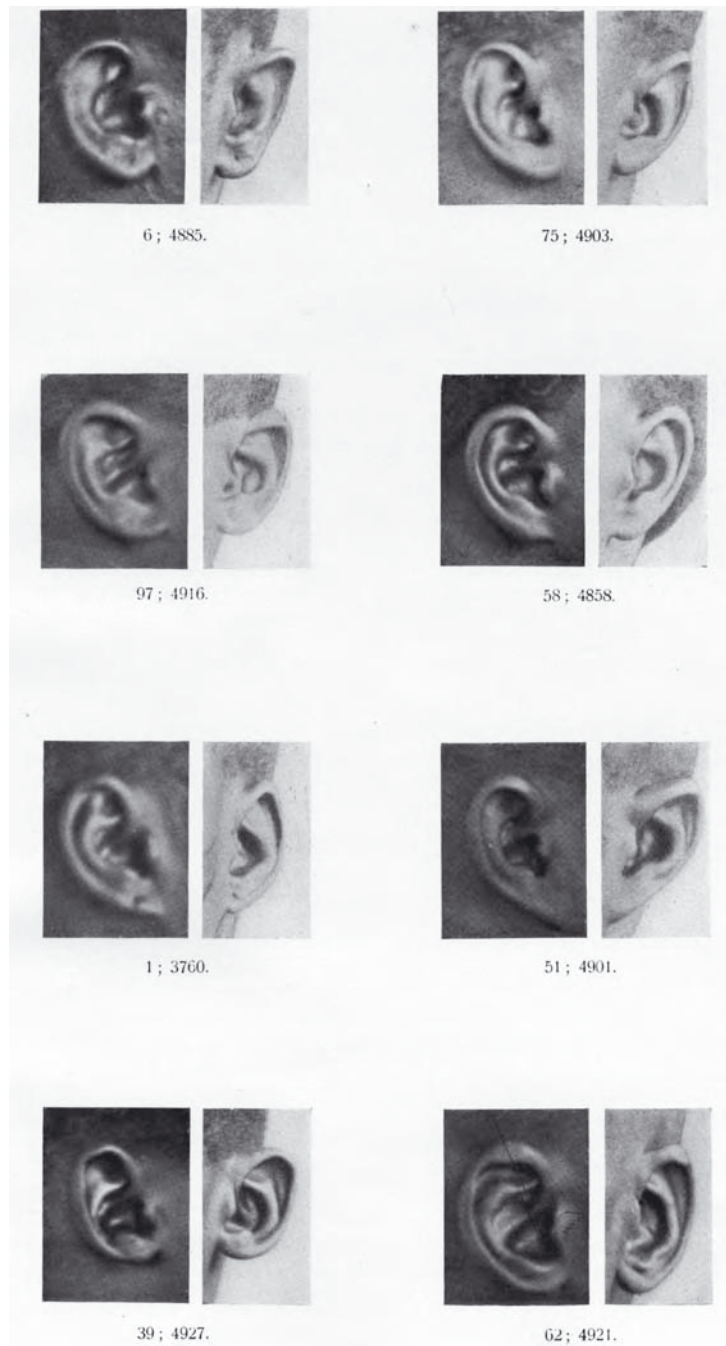


Abb. 53: „Typen“ der Ohrform nach Josef Weninger

Die visuelle und fotografische Sektion des Körpers in Weningers Publikation verweist darüber hinaus auf die durchaus reale Zerstückelung von Menschen, die ebenso zu den Methoden der physischen Anthropologen gehörte wie die Vermessung von lebenden Körpern. Rudolf Martin beschreibt beim Umgang mit „totem Material“ ausführlich das „Sammeln von Skeleten“, insbesondere auch Schädeln, sowie deren Aufstellung für Studienzwecke.¹⁷⁹ Bei den Methoden der Konservierung unterscheidet er in „Leichen und innere Organe“ und „Skelet“.¹⁸⁰ Auch bei diesen Techniken der anatomischen Sektion und Zergliederung wurden Körperteile herausgelöst und separat konserviert – materiell und dreidimensional, im Unterschied zum Bild. Mit Alkohol, Spiritus und Glycerin wurden Gehirne, innere Organe und Hautstücke vor dem Verfall geschützt. Um „Dauerpräparate zu Lehr- und Studienzwecken“ herzustellen, empfahl Martin folgende Behandlung:

„Die einer Formol- und später Alkoholbehandlung unterworfenen Präparate und Weichteile können auf einer Watteschicht, die mit etwas Formol und Glycerin getränkt wurde, in einem luftdicht verschlossenen Glasgehäuse aufbewahrt werden und behalten dann ihre natürliche Farbe [...]. Diese Methode eignet sich besonders für die Konservierung ganzer Rassenköpfe, der Weichteile des Gesichts und für Hautstücke, da alle Details der Farbe, der Form, des Reliefs und der Behaarung erhalten bleiben.“¹⁸¹

Die Zerstückelung und Konservierung des „toten Materials“ findet eine Analogie in der fotografischen Fragmentierung des Körpers. Gerade die Ausschnitte, auf denen der Rest des Gesichts kaum mehr sichtbar ist, namentlich die Ohren, erinnern an Fotos von Präparaten und rücken in dieser konservierten Plastizität auch in die Nähe der Gipsabgüsse, die Pöschel und Weninger von Köpfen, Händen und Füßen der Gefangenen anfertigten. Als isolierte künstliche oder präparierte „Studienobjekte“ verweisen sie auf den *lebenden* Körper des Kriegsgefangenen, zugleich aber auch auf den *ganzen* Körper, dessen „Auflösung“ und „Zergliederung“ sie indizieren und repräsentieren. Der Einsatz von Medien durch die physischen Anthropologen bei den Kriegsgefangenenforschungen führte analog dem Einsatz von Anatomie, Medizin und Chemie zur Herstellung von bildlichen und

¹⁷⁹ Martin 1914, S. 29–34. Bei den „Methoden der Rekonstruktion“ führte Martin unter dem Bildteil ein eigenes Unterkapitel zur „Aufnahme von Schädeln“ an. Ebd., S. 39–41.

¹⁸⁰ Vgl. Martin 1914, S. 24–28.

¹⁸¹ Ebd., S. 26f.

plastischen Präparaten, die unabhängig vom lebenden und vom ganzen Körper nun als dessen Substitut zu Forschungszwecken benutzt – und ästhetisiert – werden konnten.

Weningers Arbeit kennzeichnet ein *affirmativer* Zugang zu Medien, die seine Theorien keineswegs nur illustrierten, sondern einen genuinen Teil seiner Methode – des „morphologischen Sehens“ – ausmachten. Nachdem das fotografische Verfahren durch Pöch in allen Einzelheiten festgelegt war und die Ergebnisse den gewünschten anthropologischen Parametern entsprachen, erübrigte sich offenbar eine weitere Reflexion des Mediums. Im Gegensatz zu Eickstedt arbeitete Weninger von den Fotografien ausgehend, auf denen er Merkmale feststellte, um diese Ähnlichkeiten anschließend statistisch zu beschreiben. Eickstedt – dessen errechnete Werte über die Sikh Weninger ebenso als Vergleichswerte zu denen der afrikanischen Kriegsgefangenen heranzog wie Werte aus den Arbeiten von Hella Pöch, Viktor Lebzelter, Michael Hesch und Josef Wastl – sah sich im Verlauf seiner Arbeit dagegen vor ein grundlegendes Problem mit seinem Bildmaterial gestellt.

Auch für Eickstedt fungierten Fotografien als Substitute der während des Kriegs vermessenen Gefangenen. Wegen der Kosten und des Aufwands hatte er aber nicht alle Vermessenen fotografieren können. Retrospektiv berichtet er Luschan 1919: „Etwa 15 Sikh habe ich photographiert. Ich bemühte mich, den Durchschnittstypus festzuhalten [...]“. Dieser „Durchschnittstypus“, so fuhr er fort, weiche „nur etwas“ von jenen Zeichnungen Hermann Strucks (1876–1944) ab¹⁸², die dieser für seine 1916 erschienene Publikation angefertigt hatte. Der jüdische Künstler hatte 1915 geplant, „eine Mappe mit Lithographien und Radierungen zu fertigen, die eine Sammlung der verschiedenen Typen unserer Gefangenen darstellen soll“, und gewünscht, dass bei der Ausführung „ausser den künstlerischen Gesichtspunkten auch anthropologische Rücksichten“ maßgeblich sein sollten.¹⁸³ Als sich Luschan bereit erklärte, einen begleitenden Text zu schreiben¹⁸⁴, versicherte Struck, er werde dessen „Wünschen bezüglich Ausschaltung ungeeigneter Blätter Rechnung tragen“.¹⁸⁵

Die Autorität des Professors erhöhte sich im Verlauf der Arbeit am Buch. Luschan griff nicht nur in die Auswahl der Lithografien ein, sondern

¹⁸² STBNL, Schreiben Eickstedts an Luschan vom 1./3.8.1919.

¹⁸³ STBNL, Schreiben Hermann Strucks an Luschan vom 25.5.1915.

¹⁸⁴ Luschan/Struck 1917. Luschans Text war mit 60 Fotografien, sogenannten „Rassenbildern“ illustriert, die Strucks Zeichnungen ergänzen sollten.

¹⁸⁵ STBNL, Schreiben Strucks an Luschan vom 25.1.1916.

auch in die abgebildeten Objekte selbst, indem er Verbesserungen einforderte. So antwortete der Künstler auf eines seiner Schreiben:

„Ihre Bemerkungen in bezug auf den Negroiden-Typus waren durchaus zutreffend, und ich habe den Mann sofort umfrisiert. Er hat jetzt sehr schönes krauses Negerhaar bekommen und ich glaube, dass er Ihnen gefallen wird. Ausserdem habe ich einem Russen, den Sie vor längerer Zeit schon ausgeschaltet haben, den Schädel und das Ohr etwas vergrößert.“¹⁸⁶

Luschan gab sich demnach nicht mit jenen Versionen des Gesehenen zufrieden, die Struck ihm bot, sondern intervenierte, um die „Typen“ klarer herauszustellen. Im Medium der Zeichnung war dies möglich – auf andere Weise als in der Fotografie. Während das Problem fotografisch über Serien gelöst werden konnte, musste das Einzelobjekt der Zeichnung zur Idealversion umgewandelt werden.

Zu den letztendlich publizierten Zeichnungen in dem Buch *Kriegsgefangene* attestierte selbst Rudolf Martin anerkennend: „[...] der Gesamtausdruck kommt besser heraus, als auf den meisten Photographien“.¹⁸⁷ Ebenso sah Eickstedt die „Typengruppen“ von Sikh in den Zeichnungen besser repräsentiert als in seinen eigenen Fotografien, „die Jahre vor Auffindung der Rasselemente aufgenommen wurden“ und die deswegen in seiner Veröffentlichung „nur die *Richtung* angeben [sollten], in der wir die Merkmale und das Aussehen der einzelnen Elemente zu suchen haben“.¹⁸⁸ Noch während der Arbeit an seiner Dissertation im Jahr 1919 teilte er Luschan mit, die nun zur Debatte stehenden drei Hauttypen von Sikh habe „Struck, der als Künstler das Extreme bevorzugt, [...] alle drei prächtig wiedergegeben“.¹⁸⁹ Und: „Die breitnasigen Sikh müssen ihm gut gefallen haben. [...] (Ich sehe soeben, dass die Breitnasigkeit bei Strucks Bildern sich richtigerweise besonders auf Thakurn bezieht.) Könnte nicht einer seiner schönen Köpfe in die Arbeit von mir?“¹⁹⁰

In der veröffentlichten Arbeit schließlich erschienen sechs Fotos von Sikh, die Eickstedt selbst in den Lagern aufgenommen hatte. (Abb. 54) Nur drei konnte er jedoch den von ihm selbst identifizierten „Rasselementen“ zuordnen, während er die übrigen drei als „untypisch“ bezeichnete. Einen „typischen“ Repräsentanten und einen „nicht ganz typischen“ Vertreter von

¹⁸⁶ STBNL, Schreiben Strucks an Luschan vom 14.3.1916.

¹⁸⁷ STBNL, Schreiben Rudolf Martins an Luschan vom 16.4.1917.

¹⁸⁸ Eickstedt 1921, S. 355.

¹⁸⁹ STBNL, Schreiben Eickstedts an Luschan vom 26.8.1919.

¹⁹⁰ STBNL, Schreiben Eickstedts an Luschan vom 1./3.8.1919.



Fig. 14.
Sikh Nr. 49: Rassenement III.



Fig. 15.
Rassenement II.



Fig. 16.
Sikh Nr. 71: Element IV.



Fig. 17.
Sikh Nr. 34: Untypisch.



Fig. 18.
Fig. 18 u. 19. Sikh Nr. 21 und 32: untypische Individuen.



Fig. 19.

Abb. 54: „Typische“ und „untypische“ Sikh nach Eickstedt. Fotos von Gefangenen aus Wünsdorf, 1916/17



Abb. 55 und 56: Zeichnungen Hermann Strucks als Beispiele der von Eickstedt identifizierten „Rassenelemente“

zwei weiteren „Rassenelementen“ bildete er über Zeichnungen von Hermann Struck ab. (Abb. 55 und 56) Zu einem dritten „Rassenelement“ schließlich zeigte er auf dem Titelblatt das Porträt eines Sikh, den er selbst in Wünsdorf vermessen hatte, dessen Foto er jedoch der Publikation *Unser Feinde* des Lagerkommandanten Otto Stiehl von 1916 entnommen hatte.¹⁹¹ (Abb. 57) Eickstedt hatte somit die später errechneten und eingekreisten „Rassenelemente“ während seines Lageraufenthalts nicht mit „geschultem Blick“ sehen können – zugleich bescheinigte er mit dem Bildzitat dem Laien Stiehl einen „guten“ anthropologischen Blick, ebenso wie Pöch es in der Rezension von Stiehls Buch getan hatte.

In Eickstedts veröffentlichten Bildern drückt sich zudem ein visuell-anthropologisches Dilemma aus: Nach Meinung vieler Anthropologen standen die Fotos von „Typen“ gegenüber Zeichnungen zurück. Die Zeichnung, eigentlich ein anachronistisches Medium im Zeitalter der Fotografie, erlaubte die *Simulation* von „Typen“, die Herstellung vermeintlich ähnlicher Abbildungen von anthropologischen Idealtypen. Fotos von anthropologischen „Typen“, die den Ansprüchen der Anthropologen entsprachen, waren in Wissenschaft wie Populärwissenschaft immer Mangelware.¹⁹² Julius F. Lehmann etwa, der sich für die extreme politische Rechte einsetz-

¹⁹¹ Vgl. Stiehl 1916.

¹⁹² Vgl. etwa STBNL, Schreiben Luschans an Eickstedt vom 19.11.1919.



Abb. 57: Foto Otto Stiehls eines im „Halbmondlager“ in Wünsdorf internierten Sikh, das Eickstedt auf der Titelseite seiner Arbeit abbildete

te und für sein Münchener Verlagsimperium 1922 die Zeitschrift *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* aufkaufte, hatte auch für weitere Veröffentlichungen hohen Bedarf an Bildern von „Rasstypen“.¹⁹³ Hans Friedrich Carl Günther – später als „Rasse-Günther“ weithin bekannt –, der in seinem von Lehmann in Auftrag gegebenen und 1922 publizierten populären rassistischen Werk *Rassenkunde des deutschen Volkes* unter anderem Fotos aus den Kriegsgefangenenforschungen verwendete¹⁹⁴, forderte seine Leser noch in der dritten Auflage von 1922 auf, „[...] daß dem Verlag geeignete Bilder eingesandt werden mögen: Bilder, welche reinrassige oder nahezu reinrassige Menschen gut wiedergeben“.¹⁹⁵

¹⁹³ Vgl. auch Daston/Galison 2007, S. 358.

¹⁹⁴ Vgl. dazu Berner 2005, S. 188.

¹⁹⁵ Günther 1923, Vorwort, S. 3.

Die Definition von „morphologischen Typen“ und deren Zuordnung zu „Rassetypen“ bildete das Zentrum der Wiener physisch-anthropologischen Forschungen an Kriegsgefangenen. Sie stellte aber immer wieder die eigene Methode in Frage, da Gesehenes und Errechnetes – wie auch der Fall Eickstedt demonstriert – mitunter schwer in Übereinstimmung zu bringen waren. Christine Hanke hat dieses Phänomen im Rahmen der physischen Anthropologie näher beleuchtet und gezeigt, dass „rassische“ und „sexuelle“ Differenzen unter den Vorgaben der metrisch-mechanischen Verfahren nur noch als graduelle Abstufungen in einem kontinuierlichen Feld dargestellt wurden, dass die Mathematisierung also nicht Kategoriengrenzen schärfte, sondern diese auflöste und uneindeutig machte. Daher können die physisch-anthropologischen Identifizierungen von „Rasse“, so Hanke, in Anlehnung an Jacques Derrida „als *differantieller*, also fluktuierender und konstitutiv un abgeschlossener Prozess der Wissensproduktion voller unerwarteter Ergebnisse und Rekonfigurationen beschrieben werden“.¹⁹⁶

Diese Nicht-Programmierbarkeit und die differierenden Aussagen von Bildmedien und Rechenoperationen versuchten auch die Wiener Anthropologen mit komplizierten Mitteln zu bändigen und in eine Vereindeutigung zu zwingen. So hatte Viktor Lebzelter in seinen Arbeiten über die „Südslawen“¹⁹⁷ explizit das Problem herausgestellt, dass die nach unmittelbarem Augenschein definierten „physiognomischen Typen“ kaum mit jenen Merkmalen korrelierten, die für die statistische „Rassendiagnose“ benutzt wurden. Er entwickelte daher eine „Kombinationsmethode“, bei der er Individuen nach Maß- und Indexgruppen, also nach der prozentualen Verteilung der Kopfform, Körperlänge und Komplexion (Augen- und Haarfarbe) gliederte, die er „Rassetypen“ zuordnete. Von den weiteren Variablen berechnete er anschließend die Mittelwerte. Seine Kombinationsmethode fasste er als Anschlussmöglichkeit an die „physiognomische Methode“ auf, da seiner Meinung nach beide Ansätze von Extremfällen ausgingen.¹⁹⁸ Karl Tuppa schlug den umgekehrten Weg ein: Er ordnete die Fotografien in einem ersten Schritt nach Augenschein zu „Rassetypen“ und versuchte dann, die Gemeinsamkeiten innerhalb einzelner „Typengruppen“ herauszuarbeiten.¹⁹⁹

Die Uneindeutigkeiten, die die als „objektiv“ geltenden, metrisch-mechanischen Verfahren bei der „Typenfindung“ verursachten, führten bei

¹⁹⁶ Hanke 2007, S. 33.

¹⁹⁷ Vgl. Lebzelter 1923, 1933.

¹⁹⁸ Vgl. Lebzelter 1933, dazu auch Berner 2005, S. 185.

¹⁹⁹ Vgl. dazu Berner 2005, S. 186.

Eickstedt zu großer Verunsicherung. Seine Lösungsversuche bewegten sich bezeichnenderweise nicht im mathematischen Bereich, sondern im Bereich der grafischen Darstellung. Bei den Wiener Anthropologen ist dagegen ein deutlicher Primat des urteilenden, „geschulten“ Blicks festzustellen, der das „anthropologische Sehen“ der „Typen“ im Lager und auf Fotografien den mathematischen Operationen nicht unter-, sondern überordnete.²⁰⁰ Eine Legitimation für diese primär auf Erfahrung und die Figur des „Künstler-Anthropologen“ setzende Methode bezogen sie aus den aufwändigen Nachweisen der „mechanisch-objektiven“ *Herstellung* der Fotografien – welche die Grundlage für das subjektive diagnostizierende Sehen bildete. Sie verlagerten das Postulat der „mechanischen Objektivität“ in die Aufzeichnungsverfahren, während sie das „geschulte Urteil“ für den Augenschein bewahrten. Je subjektiver die Auswahl per Augenschein und die Identifizierung von „Typen“ durch das Sehen wurde, so scheint es, desto nachdrücklicher und aufwändiger musste die „Objektivität“ der metrisch-mechanischen Hilfsmittel beteuert werden.

Günstig für die Einführung dieser subjektiven Ebene in die mechanisch-objektiv vorgehende Anthropologie war auch ein inhaltliches Argument: der Konsens, dass die ursprünglichen „Rasstypen“ – abgesehen von dem angenommenen Sonderfall der „Entmischung“ eines einzelnen Merkmals, das aus den „Rassenmischungen“ wieder „herausmenden“ würde – niemals mehr „rein“ in der Gegenwart vorzufinden seien. Alle Ergebnisse gegenwärtig existierender Menschen seien nur „Annäherungen“ an die ursprünglichen „Rassenelemente“; sie sollten, in Eickstedts Worten, „nur die Richtung“ weisen, in welcher die „Rassenelemente“ zu suchen seien.²⁰¹ Pöch vertrat 1919 ebenfalls die These, dass „fast nirgends mehr reine Vertreter der Ursprungsrassen“²⁰² auffindbar seien und man sich an die „reinen Typen“ immer nur annähern könne. Diese Figur der Annäherung – philosophisch und mathematisch durch Gustav Theodor Fechner in der „Kollektivmaßlehre“ als konkretes Instrument für physische Anthropologen ausgearbeitet²⁰³ – definierte die Entfernung zum Ideal oder zum eigentlichen

²⁰⁰ An dieser Kooperation des geschulten Urteils mit Verfahren der mechanischen Objektivität zeigt sich, dass dieser geschulte Blick nicht mit dem gleichzusetzen ist, was Daston/Galison für das Zeitalter *vor* der mechanischen Objektivität (bis Anfang/Mitte des 19. Jahrhunderts) als „Naturwahrheit“ beim Herstellen anthropologischer Atlanten bezeichnet haben: „Geschultes Urteil“ baute bereits auf die Seherfahrungen im Rahmen der mechanischen Objektivität auf. Vgl. Daston/Galison 2007, S. 337.

²⁰¹ Vgl. Eickstedt 1921, S. 355.

²⁰² Pöch 1919, S. 208; Pöch 1915–1917, 3. Bericht, S. 78.

²⁰³ Zur Kollektivmaßlehre vgl. u. a.: Heidelberger 1993, S. 323–385.

„Typen“ nicht genau; sie ließ den Abstand zur Perfektion im Ungewissen. Die Lücke zwischen den Ergebnissen der Anthropologen und dem als ideal angenommenen „Rassetyp“ konnte also nur durch einen ebenso indefiniten Sprung überbrückt werden: etwa die Simulation.

5. GIPSABGÜSSE: GANZE KÖPFE ALS „PLASTISCHE REPRODUKTION“

Zu den Methoden der „Reproduktion“ in der physischen Anthropologie zählte nach Rudolf Martin neben den Bildmedien auch die „plastische Reproduktion“. Im Rahmen der Wiener Kriegsgefangenenforschungen kam aus den von Martin erläuterten Verfahren – Gipsabgüsse, Gelatine-Glyzerin-Abgüsse und die Rekonstruktion menschlicher Köpfe – nur der Gipsabguss zur Anwendung. Pöch und Weninger veränderten diese Technik im Verlauf der Forschungen und dokumentierten die von ihnen aufgestellten Regeln erwartungsgemäß ausführlich. Die Herstellung von „Gipsformen“ beschloss chronologisch die anthropologische Untersuchung des jeweiligen Gefangenen, wenn Personalien, Maße, Merkmale aufgenommen sowie gegebenenfalls Fotografien, Hand- und Fußabdrücke gemacht worden waren. Ebenso wie Fotografien substituierten die Gipsabgüsse für die Anthropologen den Körper des zu untersuchenden Individuums, jedoch in der dreidimensionalen statt in der zweidimensionalen Ebene. Die Kopie eines Kopfes oder auch eines anderen Körperteils in Gips diente den Anthropologen als Arbeitsobjekt, an dem Maße ab- und Beschreibungen vorgenommen werden konnten, ohne dass ein lebender Körper vorhanden war.

Der Gipsabklatsch und die Gipskopie eines menschlichen Körperteils – weder ein zweidimensionales Bild noch ein Leichenpräparat – ist von eigener Materialität und Phänomenologie: Sie unterhalten eine ganz bestimmte Beziehung zum Körper des Menschen, wobei zwischen totem und lebendem Körper unterschieden werden muss. Bei Kriegsgefangenenforschungen wurden keine Gipsabdrücke von dem gemacht, was in der Martin'schen Terminologie als „totes Material“ bezeichnet wurde: von Leichen(teilen) und von Schädeln beziehungsweise allgemeiner: von Knochen. Totenmasken – die sicher bekannteste Form des Gesichtsabgusses – werden in den Berichten der beteiligten Anthropologen nicht erwähnt. Totenmasken dienten im Allgemeinen zur Verewigung einer bestimmten Person²⁰⁴, deren Subjektivität ins Unvergängliche gesetzt werden und dabei so ähnlich wie möglich gestaltet werden sollte. War eine Präparation oder

²⁰⁴ Vgl. etwa Eschen 1967.

Mumifizierung der Leiche für anthropologische Zwecke ausgeschlossen, so diente die Totenmaske als Ersatz. Sie legitimierte sich als „authentisch“ durch die Tatsache, dass ihr Material den realen toten Körper berührt hatte. Die Maske verwies damit über das Abdruckverfahren auf den toten und zugleich auf den vormals lebenden Körper. Lebensgroße Wachsfiguren konnten in der Politik des christlichen Mittelalters eine Substitutfunktion haben, die die Gültigkeit des Originals beanspruchte, und als Toteneffigies die Staatsmacht verkörpern.²⁰⁵

Wachs- und Gipsabgüsse von lebenden Menschen stellen eine Abbildungstechnik dar, die bereits in der Antike angewendet wurde. Wie Georges Didi-Huberman schon 1997 in seiner Studie *Ähnlichkeit und Berührung* festgestellt hat, fehlt aber bisher eine umfassende Geschichte des Abdrucks:

„Es gibt keine Geschichte des seit alters her bekannten konkreten *Prozesses*, dessen Anwendungsbereich höchst verschiedenartige Materialien und Techniken umfaßt; es gibt keine Geschichte des theoretischen Paradigmas, das so vielen abstrakten Denkmodellen als Vorbild gedient hat, vor allem dort, wo es um solche fundamentalen Begriffe wie Zeichen, Spur, Bild, Ähnlichkeit oder Genealogie ging; es gibt keine Geschichte des – konkreten wie theoretischen – *Verfahrens*, anhand dessen sich die formalen und operativen Entscheidungen zahlreicher Künstler, insbesondere des 20. Jahrhunderts definierten.“²⁰⁶

Der anthropologische Abdruck des lebenden Körpers in einer weichen, plastischen Masse wurde getrocknet, vom Menschen abgenommen und entweder als Negativ bewahrt oder durch erneutes Ausgießen beziehungsweise Abdrücken in ein Positiv umgewandelt. Seit der frühen Neuzeit wurden Wachsmoulagungen im medizinischen Bereich genutzt, um Symptome verschiedener Krankheiten nachzubilden und zu archivieren.²⁰⁷ Ein Reflex solcher Dokumentationen pathologischer Erscheinungsformen findet sich in dem Wiener Kriegsgefangenenprojekt: Gipsabgüsse wurden auch von Gefangenen hergestellt, so Pösch, „die nicht als Rassentypen, sondern wegen ihrer individuellen, wohl zumeist auf pathologischer Grundlage basierenden Eigenschaften gegipst wurden“.²⁰⁸

²⁰⁵ Vgl. Kantorowicz 1957/1994.

²⁰⁶ Vgl. Didi-Huberman 1999, S. 6f.

²⁰⁷ Vgl. Schnalke 1995.

²⁰⁸ Pösch 1915–1917, I. Bericht, S. 226. Es handelte sich dabei um 11 von insgesamt 61 Kopfformen, die im Sommer 1915 hergestellt wurden.

Im engeren Sinne für anthropologische und ethnografische Zwecke wurden Abdrücke in Wachs und Gips vor allem ab der Mitte des 19. Jahrhunderts genutzt, um Körperbau und Physiognomie „fremder Völker“ zu dokumentieren. Im deutschen Raum präsentierten Kolonialausstellungen seit den 1890er Jahren meist eine Reihe von „Rasseköpfen“, die Wachsabgüsse von Vertretern kolonialisierter Länder darstellten. Solche „Rasseköpfe“ fanden sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in anatomischen und naturhistorischen Museen – dort ersetzten oder ergänzten sie präparierte Köpfe –, aber ebenso in Einrichtungen des Schaugewerbes und der Vergnügungsindustrie. So zeigten in Mitteleuropa Welt- und Kolonialausstellungen sowie oft auch Panoptika eine Reihe von „Rasseköpfen“ in Wachs, bemaltem Gips oder Pappmaché.²⁰⁹ Sie waren damit sowohl dem Fachpublikum in Bildungseinrichtungen als auch einer breiten Öffentlichkeit in Einrichtungen der Vergnügungskultur zugänglich.

Gipsabgüsse von Angehörigen sogenannter „Naturvölker“ fertigten Anthropologen und Ethnologen verstärkt ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts an, und zwar sowohl während Völkerschauen und Ausstellungen in Europa als auch während Expeditionen in ferne Länder. Luschan etwa ließ bei seiner Reise nach Südafrika im Jahr 1905 einen Gipsabguss des ganzen Körpers eines „Buschmanns“ anfertigen.²¹⁰ Pösch, der selbst bei seiner Reise nach Neuguinea keine Abgüsse hergestellt hatte, wusste von Luschans Artefakt und verschob wegen der eigenen mangelnden Erfahrung die Abreise nach Südafrika:

„Für die neue Reise will ich zunächst einige Fertigkeiten dazu lernen, die ich noch nicht beherrsche, so das Abgipsen, zu dem Zwecke, um Masken von den Gesichtern, eventuell Abgüsse von dem ganzen Körper mitzubringen. Es ist eine nicht zu leugnende Thatsache, dass die Photographie allein oft zur Wiedergabe des ganzen anthropologischen Eindruckes nicht ausreicht. Da muss die Plastik zu Hilfe kommen. Der Berliner Anthropologe Prof. v. Luschan hat von seiner Reise nach Südafrika den Gipsabguss eines ganzen Buschmannes (allerdings aus dem Transvaal) mitgebracht. Wegen Mangels an Übung und Sicherheit in dieser Technik musste ich bei meiner ersten Reise leider noch darauf verzichten.“²¹¹

²⁰⁹ Vgl. u. a. Lange 2006a.

²¹⁰ Eine Kopie des Abgusses befindet sich heute in der Abgusssammlung der NHMWAA. Vgl. dazu Berner 2011c.

²¹¹ AÖAW, Subventionen der math.-nat. Klasse 862/1906, Schreiben Pöschs an die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien vom 12.11.1906, S. 8f.

In Südafrika fertigte Pöch schließlich viele Abgüsse von Gesichtern, Händen und Füßen an.²¹² Aus den Negativen wurde zunächst ein erstes Positiv hergestellt, von dem wiederum Negativformen angefertigt wurden. Diese dienten dann zur Herstellung beliebig vieler Kopien des Positivs. Die auch „Lebendabgüsse“ genannten Substitute von Menschen waren in der physischen Anthropologie eines der wichtigsten Mittel zur Datenerhebung. Pöch betrachtete sie ebenso wie Rudolf Martin als einen „Zweig der anthropologischen Technik“.²¹³

Die Besonderheit des Abgussverfahrens lag in der physischen Berührung des Originals, des toten oder lebendigen menschlichen Körpers. Der Abdruck selbst hatte zwar den Körper berührt, beinhaltete jedoch kein Material dieses Körpers – es sei denn: Haut- und Haarpartikel. Aufgrund solcher DNA-Spuren behandeln manche Museen heute Körperabformungen und deren Positive ebenso wie „human remains“, menschliche „Reste“, also Knochen und Leichenpräparate.²¹⁴ In diesem Fall wären die Abdrücke ein Index des Originals im strengen Sinne, da sie Anteil am Material des Originals haben. Durch dieses Teilen des ursprünglichen Materials unterscheidet sich der Index – nach Charles Sanders Peirce und Hans-Jörg Rheinberger – von der Ikone, die ihr Original nach Kriterien der Ähnlichkeit abbildet, jedoch ihre Materialität nicht teilt.²¹⁵ Auch wenn dem Abdruck oder Negativ und dem daraus erstellten Positiv keine Körperteilchen (mehr) anhaften, so unterschieden sich diese Plastiken doch dadurch von anderen Sichtbarmachungen – Fotografien, Zeichnungen –, dass sie einmal den originalen Körper berührt hatten. Diese Spur der Berührung mit dem Original erhielt sich auch durch mehrere Reproduktionsgänge hindurch und wird deshalb von Marc Sandberg ebenfalls als indexikalisch verstanden.²¹⁶

Der Abdruck jedenfalls, ob mit Resten menschlicher DNA behaftet oder nicht, steht zugleich in ikonischem Verhältnis zum Original, indem er seine ähnliche Repräsentation darstellt. Der Abdruck steht sogar im Verdacht, die ähnlichste aller Repräsentationen zu sein, eben weil er das Original

²¹² Zur „anthropometrischen“ Beständigkeit“ in der zeitgenössischen Kunst, in der oftmals Abdrücke der körperlichen Extremitäten Hände, Füße, Kopf produziert werden, vgl. Didi-Huberman 1999, S. 16.

²¹³ Pöch 1915–1917, 2. Bericht, S. 110.

²¹⁴ So etwa das Tropenmuseum der Niederlande und das National Museum of Australia in Canberra. Vgl. Clayton 2009, S. 207f. DNA-Spuren haften allerdings auch an Gegenständen der materiellen Kultur, was das Kriterium verwässern würde.

²¹⁵ Vgl. Rheinberger 2001, S. 59.

²¹⁶ Vgl. Sandberg 2003, S. 59–68.

sozusagen dreidimensional durchpaust. In historischen Quellen wird oft argumentiert, dass der Abguss, weil er „nach dem Leben“ angefertigt sei, auch wissenschaftlich wertvoll sei. Wie Didi-Huberman ausgeführt hat, erscheint ein Abdruck, der auf den ersten Blick keine Einwirkungen eines Künstlersubjekts beinhaltet, als „legitime“ Ähnlichkeit.²¹⁷ Im Rahmen von Dastons/Galisons Ausführungen zum Konzept der „Objektivität“ lässt sich der Abguss, den sie nicht explizit erwähnen, in die mechanischen Abbildungsverfahren einordnen. Um 1900 schien er der Forderung nach absoluter „Objektivität“ in wissenschaftlichen Repräsentationen zu genügen. „Lebendabgüsse“ unterschieden sich damit auch von den in der physischen Anthropologie praktizierten plastischen Rekonstruktionen etwa prähistorischer Menschen, die zwar auf einem Schädelabguss aufbauten, jedoch wegen fehlender Informationen über das Gesicht einen großen künstlerischen Gestaltungsspielraum ließen.²¹⁸

Bei den Wiener Kriegsgefangenenforschungen wurden zwischen 1915 und 1918 laut Josef Weninger insgesamt 299 Gipsformen produziert.²¹⁹ Die Wahl fiel auf Gips, weil es sich um ein einfach zu beschaffendes und zu verwendendes Material handelte. Zudem ließ sich damit auch der ganze Kopf abformen, was laut Pöch das „Moulageverfahren“ von „Henning in Wien“, mit dem die Abgüsse von einzelnen Körperteilen besser gelängen, nicht erlaubte.²²⁰ Nach dem ersten Aufenthalt in Kriegsgefangenenlagern im Sommer 1915 berichtete Pöch, es seien Gipsformen „von Köpfen, Ohrmuscheln, Händen und Füßen“ gemacht worden. (Abb. 58) Die Personen, deren Köpfe abgeformt wurden, seien aber prozentual anders ausgesucht worden als die vermessenen Personen: „[...] es wurde dabei nicht bloß auf die einzelnen Völker und auf geographische Verschiedenheiten innerhalb der einzelnen Völker Bedacht genommen, sondern es wurden für die Schau- und Studienobjekte auch solche Typen gewählt, welche in besonders deutlicher Weise ausgesprochen mongoloide Merkmale zeigten“, im Besonderen „Baschkiren“.²²¹ Das Verfahren des Abformens hatte Pöch dabei noch nicht endgültig festgelegt: „Die Kopfformen (Kopf mit Halsansatz) wurden vom aufrecht sitzenden Individuum einzeitig mit eingelegten Fäden genommen. Anfangs wurden die Gipsformen mit Nasenröhrchen,

²¹⁷ Didi-Huberman 1999, S. 42.

²¹⁸ Vgl. hierzu Hanke 2007, S. 237–257, Lange 2011a.

²¹⁹ Vgl. Weninger 1938, S. 194. Diesen standen als menschliche Reste „etwa 50“ Haarproben gegenüber. Ebd.

²²⁰ Ebd.

²²¹ Pöch 1915–1917, 1. Bericht, S. 226.



Abb. 58: Gipsabgüsse von Händen im Depot des Department of Anthropology

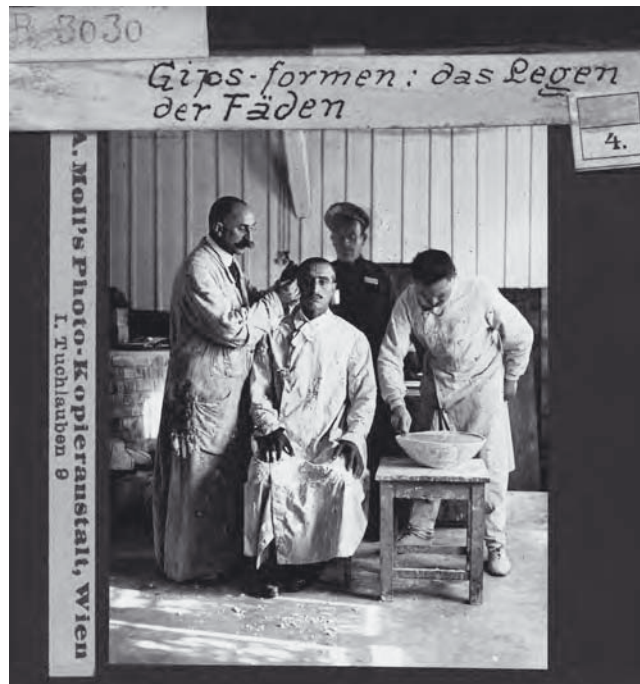


Abb. 59 bis 61: Anthropologisches Abgipsen des Kopfes eines Kriegsgefangenen



später ohne dieselben angefertigt.“²²² Nach „der gebräuchlichen Technik“ hingegen – „einzeitig mit eingelegten Fäden oder zweizeitig“ – wurden im Sommer 1915 zwölf Hand- und zwölf Fußformen produziert, die vorwiegend für Lehrzwecke bestimmt waren.²²³ Ebenso wie in der Fotografie wurden spezielle Körperteile ausgewählt, um davon Repräsentationen herzustellen. Der Körper wurde zu Analyse Zwecken nicht nur rechnerisch und bildlich, sondern auch plastisch fragmentiert.

Die in der physischen Anthropologie am weitesten verbreitete Form des Abgusses – den Gesichtsabguss – praktizierten Pöch und seine Mitarbeiter gar nicht, da dieser im „Abformen“ des ganzen Kopfes aufging. Dieses Verfahren perfektionierten Pöch und Weninger im Verlauf der Kriegsgefangenenuntersuchungen, bis Pöch in seinem dritten Arbeitsbericht im Herbst 1916 eine detaillierte methodische Beschreibung des „Abformens von Köpfen“ liefern konnte. (Abb. 59, 60, 61) Die Ausführlichkeit seiner Darstellung ist auch der Tatsache geschuldet, dass Rudolf Martin in seinem Lehrbuch zwar das Abgipsen beschrieben hatte²²⁴, aber „das Abformen des ganzen Kopfes nicht“.²²⁵ Pöch konnte daher mit der Erweiterung dieser Methode Grundlagenarbeit betreiben und das Profil seiner Professur schärfen. Seine Beschreibung des Verfahrens veranschaulicht nicht nur den Prozess des Abgipsens selbst, sondern auch die Rolle der Wissenschaftler darin, deshalb wird er hier fast in voller Länge zitiert:

„Nach den großen Erfahrungen im *Abformen von Köpfen*, die in der vorjährigen Periode allein an 148 Formen gewonnen wurden, ist die *Methode* nun nach mancherlei aufgenommenen oder aufgegebenen Abänderungen in folgenden Hauptpunkten festgelegt:

1. Der ganze Kopf mit Halsansatz wird einzeitig an dem aufrecht sitzenden Mann abgeformt; dieser wird mit einem am Halse gut schließenden Leinenmantel bekleidet.
2. Es arbeiten daran zwei gleichzeitig, von denen der eine das Abformen des Gesichtes, der zweite das des Hinterkopfes einschließlich der Ohren übernimmt; im Interesse eines vorteilhaften Zusammenarbeitens liegt es, diese Rolle nach regelmäßigem Turnus zu vertauschen.
3. Es wird immer die ganze Gipsmasse für den ganzen Kopf auf einmal angerührt; dies besorgt der eine der beiden.

²²² Ebd., S. 228.

²²³ Vgl. ebd.

²²⁴ Zum Gipsabguss: Martin 1914, S. 50–54.

²²⁵ Pöch 1915–1917, 3. Bericht, S. 90.

4. Die unbehaarte Haut wird nicht eingefettet, sondern nur Brauen, Wimpern, Bart und Kopfhaar; dieses wurde in der Regel in der natürlichen Tracht belassen. Meist wurde statt eigentlicher Fette Vaseline verwendet.
5. Die Form soll in vier Teile geteilt werden; der untere Teilungsfaden wird frontal gelegt und verläuft von den Halsseiten längs der äußeren Kante des Helixrandes über die Scheitelhöhe, der obere streng in der Mediansagittalebene; es wird darauf gesehen, daß er auch in den Tiefen des Profils gut anliegt, also am Nasion, Subnasale und Stomion. Die zarteste Naht erzielt man mit einem Seidenfaden, am besten ist es, den Faden erst mit dem Gips anzulegen; ihn früher schon anzukleben, etwa mit Mastix, ist bequemer, hat aber breitere Nahtspuren zur Folge.

[...]

7. Der Abzuformende schließt Augen und Mund und atmet frei durch die Nase; in die Nasenlöcher gesteckte Atemröhrchen sind ganz unnötig, sie reizen nur und verändern die Form der Nasenflügel. Leute, die wegen Nasenpolypen oder adenoiden Wucherungen der Nasenschleimhaut nur durch den Mund atmen können, wurden nicht abgeformt, weil diesen Erscheinungen eine abnorme Konstitution zugrunde liegt, so daß diese Individuen als pathologische Varianten von rassenhaften Untersuchungen von vornherein ausgeschieden sind. Es ist überflüssig, den äußeren Gehörgang zu verstopfen.
7. Der anfangs dünnflüssige Gips wird mit einem größeren Haarpinsel zuerst auf die freie Gesichtshaut, auf die geschlossenen Augenlider, die Nase, die Wangen und die Stirne, ebenso in und hinter die Ohrmuscheln aufgestrichen; die folgenden, schon etwas dickflüssigen Schichten werden mit Hilfe eines Spatels aufgetragen; man hat zu achten, daß die Höhlungen, wie die inneren Augenwinkel, ausgefüllt werden; das Anwerfen mit Gips, wodurch der berufsmäßige Gipsformer das Eindringen des Gipses in Höhlungen zu erzielen pflegt, empfiehlt sich für das Abformen am Gesichte des Lebenden nicht, weil der Reiz Kontraktionen der Gesichtsmuskulatur veranlaßt. Dann kommt das Abformen des Nasenseptums an die Reihe: mit schmalen Spateln wird der Gips dorthin, sowie an die Stellen am Ende der Nasenflügel gebracht, die bisher vom fließenden Gips freigeblichen sind. Inzwischen ist der Gips noch dickflüssiger geworden, und nun kommen die behaarten Partien des Gesichtes und der behaarte Kopf an die Reihe. Man kann in den Schnurrbart Ton einlegen, um zu vermeiden, daß er durch Gips niedergedrückt wird;

dadurch wird aber hier, ebenso wenig wie am Kopfhair, die Retusche im Positiv überflüssig; daher wurde davon Abstand genommen. Wenn es erwünscht ist, kann der Bart im Positiv nach der Fotografie modelliert werden.

8. Aus dem erstarrten Gips wird zuerst der mediansagittale, dann der frontale Faden herausgezogen.
9. Die vier Teile des erhärteten Gips werden abgelöst, und zwar die beiden Gesichtsformen zuerst, dann die beiden Hinterhauptsformen, etwa so, wie man eine vorher eingeschnittene Apfelsinenschale abzulösen pflegt.
10. Die vier Viertel werden sofort zusammengesetzt und fest mit einer Schnur zusammengebunden und verschnürt, so dass die einzelnen Teile nicht Zeit haben, zu schwingen und sich zu verziehen.
11. An dem aus der Form ausgegossenen Positiv werden nur die Nähte weggenommen und Fehler, wie Blasen, kleine Risse u. dgl., ausgebessert, dann wird er ohne weitere Retusche aufgehoben.
12. Ist es erwünscht, einen Kopf mit geöffneten Augen oder in natürlicher Farbe zu haben, so wird das erste Positiv nie dazu verwendet, sondern nach ihm eine Leimform gemacht, aus dieser werden dann ein oder mehrere Kopien gegossen und an ihnen die Modellierungen bzw. Bemalungen vorgenommen.
13. Seit der Anschaffung eines stereoskopischen Apparates wird von jedem Mann, dessen Kopf zum Abformen in Gips bestimmt ist, vorher eine stereoskopische Gesichtsaufnahme gemacht, zur Grundlage für notwendige Ergänzungen oder für das Öffnen der Augen.²²⁶

Pöchs Beschreibung ist zu entnehmen, dass der Kopf nach Einfettung aller behaarten Partien mit Gipsmasse bestrichen wurde. Zwei über den Kopf gelegte Fäden sorgten dafür, dass der getrocknete Gips in vier Teilen abgenommen werden konnte. Aus dem wieder zusammengesetzten Negativ konnte anschließend durch neuerliches Ausgießen mit Gipsmasse ein Positiv hergestellt werden, das den Abgeformten mit geschlossenen Augen zeigte. Eine solche Büste glich daher einer Totenmaske. Sie war jenem „Rassetyp“, den Pöch und seine Assistenten darstellen wollten, wenig ähnlich. Didi-Huberman hat bemerkt, dass ein Abdruck nicht (nur) durch die erwartete oder ihm beigemessene absolute Ähnlichkeit zum Original charakterisiert ist, sondern immer etwas Neues, Differentes, eine Überraschung in einem anderen Material darstellt: ein „*Experiment mit offenem*

²²⁶ Ebd., S. 88–90.

Ausgang“.²²⁷ Das Medium des Abdrucks versprach zwar eine Nähe zum Ursprung, verfremdete diesen aber zugleich bis zur Unkenntlichkeit. Der Abdruck ist zugleich ambivalent und dialektisch, so Didi-Huberman:

„Ist der Prozeß des Abdrucks die Berührung mit dem Ursprung oder der Verlust des Ursprungs? Bekundet er die Authentizität der Präsenz (als Prozeß der Berührung) oder im Gegenteil den Verlust der Einzigartigkeit, der sich aus der in ihm angelegten Möglichkeit der Reproduktion ergibt? [...] Ich denke, daß der Abdruck das ‚dialektische Bild‘, das Aufführen all dessen ist: etwas, [...] daß uns ebenso die Berührung des Verlusts anzeigt wie den Verlust der Berührung.“²²⁸

In diesen vielschichtigen Prozess musste Pöch eingreifen, um das aus seiner Perspektive an einem Kopf Wesentliche – Informationen über die „Rassenzugehörigkeit“ – sichtbar zu machen. Dazu wurden an der jeweiligen Büste die geschlossenen Augen entfernt und geöffnete Gipsaugen sowie die wegen ihrer Aussage über „mongolide“ Einflüsse als besonders signifikant eingeschätzten Augenlider eingesetzt. Weninger beschrieb dieses Verfahren in seiner 1927 veröffentlichten Arbeit ausführlich:

„Das sogenannte Öffnen der Augen ist eine sehr schwierige Bildhauerarbeit. Es handelt sich nicht nur um das Ausheben des Augapfels, ein Modellieren der Augenwinkel und Auflegen der beiden Lider, sondern es muß auch die ganze Superciliargegend gehoben werden, weil sie während des Formens durch die Schwere der Gipsmasse etwas herabgedrückt wird. Sorgfalt gehört auch zur Aufmodellierung einer eventuell vorhandenen Deckfalte am oberen Lide. Das Öffnen der Augen soll womöglich von einem Anthropologen selbst oder unter ständiger Aufsicht eines Fachmannes durchgeführt werden. Die Arbeit ist, weil sie eben sehr gewissenhaft durchgeführt werden muß, auch sehr langwierig.“²²⁹

Pöchs Instruktionen für das Öffnen der Augen und die Bemalung der Büsten in den Berichten zu den Kriegsgefangenenuntersuchungen bezogen sich vor allem auf Schauzwecke, also die Herstellung von Büsten zur Anschauung im Unterricht oder in Ausstellungssituationen. Dafür zog er die stereoskopischen Fotografien von den Gesichtern und insbesondere Augen der Abgekippten heran, die durch die Überlagerung von zwei Aufnahmen

²²⁷ Vgl. Didi-Huberman 1999, S. 17, Hervorhebung im Original.

²²⁸ Ebd., S. 10. Den Begriff des „dialektischen Bildes“ bezieht Didi-Huberman von Walter Benjamin.

²²⁹ Weninger 1927, S. 3f.

bereits eine Illusion von Dreidimensionalität hervorriefen. Die Gipsbüsten für Schauzwecke wurden somit durch andere Bildmedien – Fotografien und Stereofotografien – mitkonstituiert.

Das Verfahren des Abgipsens dokumentierte aber nicht nur die von den Wissenschaftlern identifizierbaren „Rasseneigenschaften“, sondern auch Widerstände der Menschen gegen dieses Verfahren. Viele Gipsköpfe weisen krampfhaft zusammengekniffene Augen, gerunzelte Stirnen und zusammengepresste Münder auf, die von der bedrängenden Prozedur zeugen. Es ist anzunehmen, dass die Wissenschaftler es vermieden, solche Köpfe als Schaustücke auszuwählen, da das Herausschneiden und Ersetzen der tief gefurchten Augen und verzogenen Augenbrauen großflächigere und kompliziertere bildhauerische Eingriffe erfordert hätte. Bezüglich der Herstellung von Ausstellungsstücken und Paradebeispielen dürften diese Gesichter zum Verschnitt gezählt haben, zu Visualisierungen also, die nicht zum Standard erhoben, nicht veröffentlicht, sondern höchstens als Forschungsobjekte aus dem Depot geholt wurden. Sie hätten damit auch kaum Gegenstand einer Untersuchung wie der von Lorraine Daston und Peter Galison werden können, die sich auf veröffentlichte Standardbilder in Standardwerken – Atlanten – konzentriert und Forschungsbilder und Verschnitt nicht einbezieht.

Pöchs offensichtliches Anliegen, sich mit der Optimierung „objektiver“ anthropologischer Verfahren zu profilieren und sein Universitätsinstitut zu etablieren, dürfte auch seine Entscheidung motiviert haben, das nunmehr perfektionierte „Abformen ganzer Köpfe“ selbst medial festzuhalten: in Texten, Fotografien und in einem Film. Über die im Herbst 1916 im Lager Reichenberg aufgenommene Szene berichtete er:

„Diese Methode [kinematographisch] festzuhalten, schien aus mannigfachen Gründen angebracht, vor allem, weil sie nun – nach mehr als hundert abgeformten Köpfen – in allen Einzelheiten vollständig durchdacht, eingeübt und endgültig festgelegt war und weil ein solcher Film die Arbeitsweise viel besser erklärt als eine ausführliche Beschreibung. [...] Vielleicht trägt dieser Film mit zur weiteren Verbreitung einer Methode bei, welche durch nichts anderes zu ersetzende anthropologische Studienobjekte schafft.“²³⁰

Der Film ergänzte die schriftliche Veröffentlichung der Methoden. In einer Dauer von knapp drei Minuten lässt er nicht nur Details deutlich werden, die Pöch schriftlich dargestellt hat, sondern vermittelt darüber hinaus

²³⁰ Pöch 1915–1917, 2. Bericht, S. 110.

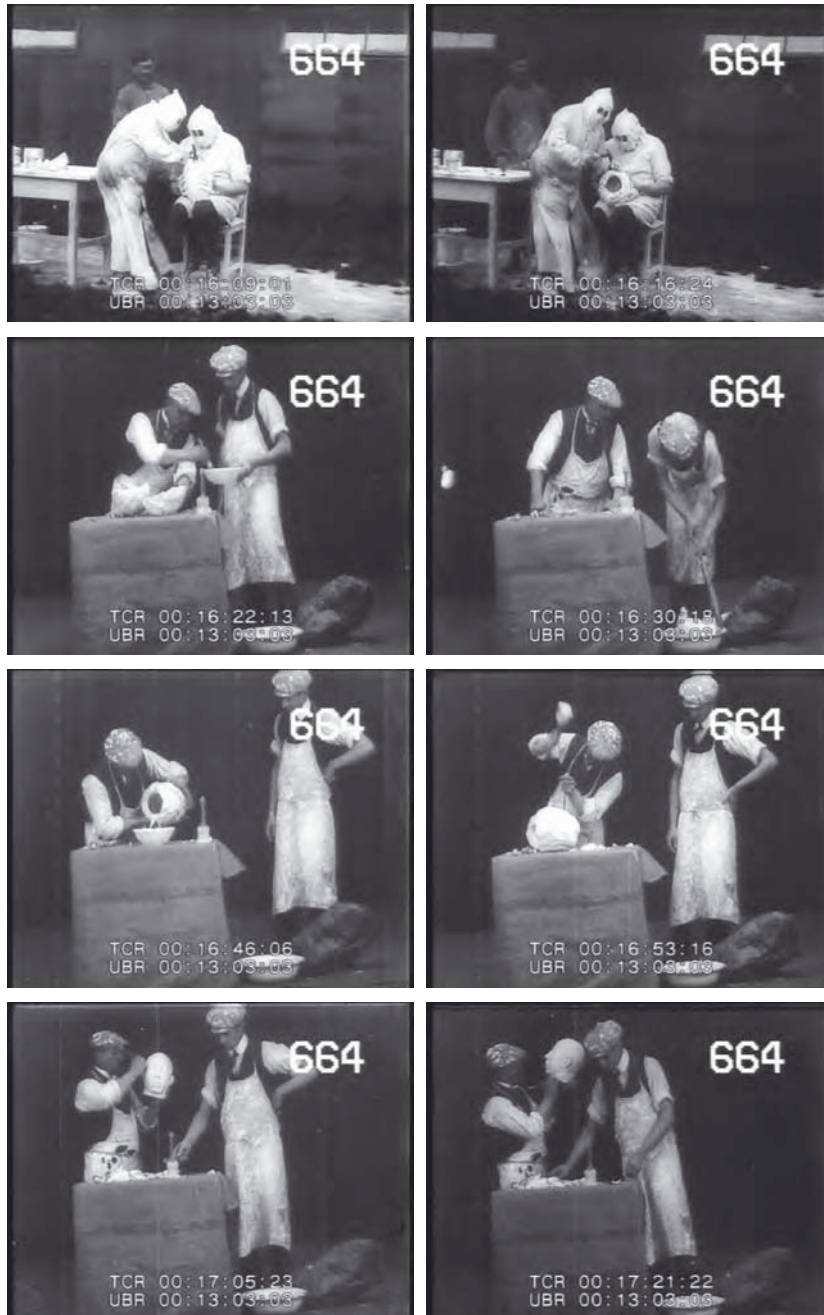
Informationen, die den Arbeitsberichten nicht zu entnehmen sind. Am augenfälligsten ist die Tatsache, dass die beiden Anthropologen, die den Kopf des sitzenden Gefangenen mit zähflüssiger Gipsmasse beschmieren, in weite weiße Kittel gekleidet sind. Die Hilfskraft, die etwas weiter entfernt steht und die Gipsmasse rührt, trägt lediglich normale Arbeitskleidung. Die Kittel der Anthropologen haben kapuzenartige, das Gesicht verhüllende weiße Kopfteile, in die nur zwei Löcher für die Augen geschnitten sind. Die Wissenschaftler sind so vollkommen anonymisiert und sehen wie weiße Gespenster aus. Warum sie diese Kleidung trugen, wurde nirgendwo erwähnt. Die der Bekleidung von Chirurgen im Operationssaal ähnliche Verhüllung lässt einerseits an den Schutz vor Krankheiten oder Läusen denken – dagegen spricht aber, dass die Anthropologen auch beim Vermessen der unbedeckten Gefangenen keine Schutzkleidung trugen. Andererseits diente sie vermutlich zur Abschirmung von Gipsstaub oder Spritzern der flüssigen Masse. Möglich ist auch, dass die Abformenden auf dem Film schlicht nicht erkennbar sein wollten.

Umso absurder scheint es, dass die Gipsmasse auf die nackte Haut des Gefangenen aufgetragen wurde, wie es der Film aufzeichnet. (Abb. 62–77) Das Gesicht des Gefangenen wird dabei Stück für Stück bedeckt, bis es ebenso weiß, anonym und augenlos erscheint wie das der Wissenschaftler und das Individuum unkenntlich gemacht ist. Als die Anthropologen die Maskenteile nach dem Trocknen vom Gesicht lösen, zuckt der Gefangene merklich zusammen, wahrscheinlich vor Schmerz wegen verklebter Haare. Beim Aufstehen wirkt er benommen, fast blind, und wird von der Hilfskraft schnell nach rechts aus dem Bild geschoben. Während der lebendige Mensch aus dem Blickfeld genommen wird, löst sich seine Individualität und seine Geschichte auf. Der anthropologische Blick durch den Kinematographen fokussiert nun ausschließlich das gefertigte Artefakt – ein Abgleich mit dem Menschen scheint nicht nötig. (Abb. 70 und 71)

Die nächste Einstellung zeigt, vor einem schwarz neutralisierten Hintergrund, die Anthropologen und/oder die Gipsgießer mit weißen Schürzen ohne Kopfverhüllung, die das Positiv durch Ausgießen der Negativform herstellen. (Abb. 72–77) Vermitteln sie zunächst beinahe den Eindruck von Metzgern, die ein Stück Fleisch bearbeiten, ändert sich dieses Bild, sobald sie das Positiv enthüllen. Sie werden als Handwerker, fast als Künstler inszeniert, meißeln noch ein wenig an dem Gipskopf herum und betrachten das Ergebnis fachmännisch unter Hin- und Herdrehen. Entstanden ist durch das „objektive“ Reproduktionsverfahren das Gipskonterfei eines Individuums, das zugleich einen „Rassetyp“ vorstellen soll, wenn das Individuum verschwunden beziehungsweise zum Geist geworden ist.



Abb. 62 bis 77: Pöchs Filmaufnahmen vom Abgipsen eines Kriegsgefangenen, von links nach rechts



Pöchs Film konstruiert den Gefangenen als Statist und Vorlage eines von den Wissenschaftlern konstruierten Typus. Zugleich inszeniert er die physischen Anthropologen als eine Mischung von kompetenten Naturwissenschaftlern, die beim Herstellen des Abdrucks objektiv und quasi-medizinisch agieren, und künstlerischen Handwerkern, die beim Anfertigen des Positivs virtuos anthropologische „Studienobjekte“ im wahrsten Sinne herstellen. Diese Artefakte stellen eine besondere Art von Präparaten dar: Sie sind keine präparierten Leichenteile, sondern ein (toter) Abdruck des Lebenden. In diesen Artefakten sind, ebenso wie in Präparaten, nach Rheinberger „Natur“ und Kultur amalgamiert²³¹ – sie verbinden das „Natürliche“ mit einem technischen Verfahren und entsprechen damit perfekt dem Selbstentwurf der Künstler-Anthropologen.

Ebenso wie die methodischen Vorgaben für das „anthropologische Fotografieren“ hatte Pöch seine methodische Ausarbeitung für das Abgipsen von ganzen Köpfen abgeschlossen, als er mit Weninger im August 1917 zu dem Aufenthalt nach Wünsdorf aufbrach. Deutsche Anthropologen hatten in den Kriegsgefangenenlagern vor Berlin offenbar keine Gipsabgüsse hergestellt. Von Eickstedt ist nur eine Absichtserklärung aus Wünsdorf bekannt: „Um für das Gipsen geeignete Nordafrikaner bemühe ich mich inzwischen.“²³² Pöch und Weninger dagegen praktizierten Abformungen von Köpfen nach ihrer perfektionierten Methode in Wünsdorf ebenso wie in den Lagern der Habsburger Monarchie. Bereits Anfang September berichtete Pöch Luschan, dass „bisher 3 ganze Köpfe von typischen Sudanern“ in Gips abgeformt worden seien.²³³ Pöchs Abrechnungsliste ist zu entnehmen, dass Anfang August Lanolin für drei Reichsmark eingekauft wurde und Gips im August, September und Oktober für insgesamt 35,85 Mark.²³⁴ Des Weiteren sind in seiner Kostenaufstellung Positionen aufgeführt wie für den 10. Oktober „2 Inder gipsen 12,- M“ und „2 Mann Haarschneiden 1,- M“ oder für den 12. Oktober „Annamite, Haarschneiden 1.- M“, „Annamite gipsen 4,- M.“ und „Kopfgipsen, Assamese 4,- M.“²³⁵ Offensichtlich wurden einigen Personen vor dem Abformen die Haare geschnitten. Die Gefangenen selbst wurden für die aufwändige Prozedur

²³¹ Vgl. Rheinberger 2001, S. 58f.

²³² STBNL, Schreiben Eickstedts aus Wünsdorf vom 12./13.12.1916 an Luschan.

²³³ STBNL, Karte Pöchs aus Wünsdorf an Luschan vom 6.9.1917, Bl. 259.

²³⁴ AÖAW, Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 6, Nr. 478/1918, Abrechnung über Untersuchungen an Arabern, Indern und Berbern (August bis Oktober 1917) in Wünsdorf, 26.6.1918.

²³⁵ Ebd.



Abb. 78: Kolorierter Kopfabguss eines farbigen Kriegsgefangenen

entschädigt, wobei die Bezahlung sich zwischen drei und sechs Mark bewegte.

Die Abrechnungsliste enthält darüber hinaus einige Namen von Gefangenen: „Conna Laba 3,50,- M.“ am 30. August, „Sidi Bajo 2,- M.“ am 31. August, „Alpha Bangura für abgipsen 3,- M.“ am 1. September.²³⁶ Die drei Namen finden sich in der Arbeit Weningers von 1927 über die „westafrikanischen Neger“ wieder. Von 9 der untersuchten 100 Personen seien Gipsformen des ganzen Kopfes angefertigt worden: „Sidi Baro, Mori Konate, Magei Sal, Dschau Birama, Alfa Bangura, Konna Laba, Maka Sisoko, Goli Bru, Bi Uru“²³⁷. Pöch und Weninger befassten sich unmittelbar nach ihrer Rückkehr nach Wien mit dem Kopieren der Abdruck-Nega-

²³⁶ Ebd. Eventuell handelt es sich bei dem Eintrag „Machmud 2,- M.“ für den 17.10.1917 ebenfalls um einen Gefangenen, der abgegipst wurde.

²³⁷ Weninger 1927, S. 3.

tive aus dem „Halbmondlager“ und dem Herstellen von Ausgüssen. Weninger nutzte dazu Räume in der Kaiserlichen Akademie der bildenden Künste in Wien.²³⁸ Im Januar 1918 berichtete Pöch Luschan, es seien „6 Gipsabgüsse von Köpfen von Arabern, Indiern, Negern und Anamiten reproduziert“ worden, die nun austrockneten, „um an Gewicht zu verlieren“.²³⁹ (Abb. 78) Im Februar 1918 schließlich sandte er Luschan ausgewählte Fotografien von Gefangenen aus Wünsdorf zu und fügte an:

„Ich habe der Sendung noch zwei Gipsköpfe beigepackt; es sind zwei gleiche Exemplare, darstellend den Herrn Hauptmann O. Stiehl, unseren Lagerkommandanten im Halbmondlager Wünsdorf. Ich bitte, Herrn Hauptmann Stiehl zu verständigen, wenn die Köpfe eingetroffen sind, damit er sich dieselben abholen lassen kann. Sie kennen Herrn Hauptmann Stiehl jedenfalls auch persönlich und werden begreifen, dass wir die Gelegenheit gerne benützen, um uns diesem so eifrigen Förderer unserer wissenschaftlichen Arbeiten dankbar zu erweisen. Schon durch die Tat allein, dass er sich hat in Gips abformen lassen, hat er unseren Zwecken sehr genützt und die letzte, den Leuten noch anhaftende Scheu vor dieser Prozedur, genommen. Ich schicke ihm zwei Exemplare, damit er das eine so wie es ist aufbewahren und an dem anderen das Öffnen der Augen, das heißt das Hineinmodellieren der geöffneten Lidspalten versuchen kann.“²⁴⁰

Pöchs Formulierung der „Scheu“ der Gefangenen vor dem Abgießen muss trotz des Einsatzes von Hauptmann Stiehl als Euphemismus gewertet werden. Das Eingeschlossenwerden in Gips war für die entsprechende Person beklemmend, einengend, die Atmung beeinträchtigend und langwierig. In Pöchs offiziellen Berichten finden sich erwartungsgemäß keine direkten Hinweise auf die Problematik des Verfahrens oder auf Reaktionen der Abgeformten. An seinen Instruktionen aber lässt sich ablesen, wie unangenehm das Verfahren für diese war, wenn er betonte, dass keine Nasenröhrchen nötig seien. Der „Reiz“, der durch „das Anwerfen mit Gips“ entstände und beim Gefangenen „Kontraktionen der Gesichtsmuskulatur“ auslöse,

²³⁸ AÖAW, Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 6, Nr. 478/1918, Abrechnung über Untersuchungen an Arabern, Indern und Berbern (August bis Oktober 1917) in Wünsdorf, 26.6.1918.

²³⁹ STBNL, Schreiben Pöchs aus Wien an Luschan vom 21.1.1918, Bl. 270.

²⁴⁰ STBNL, Schreiben Pöchs aus Wien an Luschan vom 27.2.1918, Bl. 271. (Die Erlaubnis, Luschan Kopien von Fotos und Gipsköpfen zuzusenden, hatte Pöch bei der Akademie der Wissenschaften eingeholt. Vgl. AÖAW, Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 6, Nr. 461/1917, Schreiben Pöchs an die Akademie vom 11.2.1918.)

sollte nach Pöchs Bericht zwar vermieden werden.²⁴¹ Die Erwähnung weist aber darauf hin, dass solche Erfahrungen trotzdem gemacht wurden. Dass Pöch das Verfahren verteidigen musste, zeigt auch die Beweislast, die er seiner filmischen Dokumentation des Abgipsens aufbürdete: „Ferner zeigt dieser Film auch, daß diese Technik bei richtiger Ausübung verhältnismäßig leicht ist und daß dabei von einer nennenswerten Belästigung des Abzuformenden keine Rede sein kann.“²⁴²

Deutlicher lässt sich die Situation des Abgeformten aus Rudolf Martins Anweisungen für den Gesichtsabguss herauslesen. Da Gipsbrei in die Nase geraten könne und entfernt werden müsse, solle man mit dem Abzugießenden vor der Prozedur „gewisse Zeichen mit der Hand [verabreden], durch die man sich verständigen kann“²⁴³. Außerdem riet Martin: „Man warne das Individuum vor irgendwelchen Bewegungen der Gesichtshaut, vor dem Zusammenkneifen des Mundes und der Augen, vor Schluckbewegungen usw., da sonst der Gesichtsausdruck unnatürlich wird und die Gipsform leicht Risse bekommt.“²⁴⁴ Diese Passage gibt nicht nur über die Situation des Abgeformten Auskunft. Sie legte auch fest, dass der anzustrebende „natürliche“ Gesichtsausdruck offenbar als ruhiges, unbewegtes Gesicht definiert war, während etwa zusammengekniffene Augen als „unnatürlich“ qualifiziert wurden. Martins Anweisungen verdeutlichen, wie stark das vermeintlich „mechanisch-objektive“ Verfahren des Abgusses von subjektiven, kulturellen und ästhetischen Vorstellungen beeinflusst war. Sie führen darüber hinaus vor Augen, wie sehr ein Körper und sogar ein Gesichtsausdruck choreografiert, positioniert und beeinflusst werden mussten, um diese angestrebte „Natürlichkeit“ und die sich scheinbar selbst aufzeichnende „Natur“ herzustellen.

Eine durch die Betroffenen selbst dokumentierte Erinnerung an die Situation unter der dicken Schicht aus trocknender Gipsmasse ist nach meinem bisherigen Kenntnisstand von Kriegsgefangenen des Ersten Weltkriegs nicht vorhanden. Erhalten sind solche Zeugnisse aber in Tonaufnahmen, die der deutsche Künstler Hans Lichtenecker 1931 in Namibia von Afrikaner/innen anfertigte, die er zuvor vermessen, fotografiert und abgipst hatte. Ein Mann sprach in der Polizeistation von Keetmanshoop in den Phonographen:

²⁴¹ Pöch 1915–1917, 3. Bericht, S. 89.

²⁴² Pöch 1915–1917, 2. Bericht, S. 110.

²⁴³ Martin 1914, S. 52.

²⁴⁴ Ebd., S. 51.

„I did not hear anything, my eyes were blocked and what was being played I do not know, but I could not breathe with my mouth and my ears were sore, sore, sore, that is how I was treated and I sweated, wet, wet from my sweat ... and when it was lifted from my face I was able to get my breath back.“²⁴⁵

Diese Rede zeugt von einer psychisch-physischen Reaktion auf ebensolche Gewalt. Einen weiteren Einblick in die Situation des Abgeformten geben die autobiografischen Aufzeichnungen von Gershon Evan, der zu jenen 1939 im Wiener Stadion inhaftierten jüdischen Männern gehörte, die die Wiener Anthropologen des Naturhistorischen Museums in einer neuerlichen großflächigen Datenerhebung vermaßen, fotografierten und abgipsten. Evan beschreibt den Vorgang des Abformens als Höhepunkt – „the main feature, the highlight – dieser wissenschaftlichen Inszenierung um seine Person herum:

„My head on the pillow, I stretched out on the table and closed my eyes. The man advised me to relax, while he coated my face with a greasy substance. He applied it from the top of my forehead down to the throat and from ear to ear. The lubricant, he explained, was to prevent the hardened plaster of paris from sticking to my skin. He instructed me to breathe naturally through my nose and not move once he started to apply the mixture. I heard scraping sounds as he stirred powder and water to the right consistency in the bowl, and then felt the creamy paste being spread over my face. From time to time he used a narrow, flat stick to keep the passage to my nostrils open.

Eerie emotions and thoughts passed through my head as I waited for the plaster to harden. Perhaps I imagined it, but the soft mixture seemed to get heavier as it turned into a mask. After quite a while the man loosened the hardened cast by wiggling it from side to side. When he lifted it carefully off my face it did not hurt. The only sensation was a suction-cup effect.“²⁴⁶

Die „grässlichen Empfindungen“ eines hilflos gemachten Individuums, dessen Konterfei buchstäblich durch den Effekt einer „Saugglocke“ gebo-

²⁴⁵ EMBPH, Sammlung Lichtenecker, Zylinder 23, aufgenommen im Juli 1931 in Wittpütz, Original in Khoekhoegowab, übersetzt 2007 von Memory Biwa. Der Sprecher ist entweder Petrus Goliath oder ein Mann namens Willem, dessen Vorname unbekannt ist. Zit. nach Hoffmann 2009, S. 41 u. Anm. 79.

²⁴⁶ Gershon Evan: *Winds of Life. Destinies of a Young Viennese Jew 1938–1958*, Riverside 2000, S. 53f., zit. nach Berner/Spring 2005, S. 224.

ren wird, stehen im tiefen Gegensatz zur Selbstinszenierung der Anthropologen als Naturwissenschaftler und Künstler, wie sie Pöch's Film vorführt.

Bereits vor der Reproduktion von Abgüssen aus Wünsdorf hatten Pöch und Weninger Gipsbüsten aus den Lagern der Habsburger Monarchie öffentlich ausgestellt. Auf Wunsch der 10. Abteilung (Kriegsgefangenenlager) des k.u.k. Kriegsministeriums waren auf der k.u.k. Kriegsausstellung im Sommer 1916 im Wiener Prater „Objekte von den anthropologischen Studien in den k.u.k. Kriegsgefangenenlagern“²⁴⁷ präsentiert worden. Wie Pöch berichtete, wurden die Wünsche des Kriegsministeriums genau berücksichtigt, nach denen „von den 148 Originalgipsabgüssen von Köpfen Kriegsgefangener zehn besonders bemerkenswerte Typen ausgewählt, von diesen Kopien in Gips hergestellt, statt der ursprünglich geschlossenen geöffnete Augen nach den vorhandenen Photographien hineinmodelliert, sowie nach den Aufzeichnungen Augen-, Haut- und Haarfarbe aufgetragen werden“.²⁴⁸ Die handwerklichen Arbeiten führten der „Gipsgießer Franz Kramer jun.“ und der „akademische Bildhauer“ Karl Selinger in der Akademie der bildenden Künste durch, die jedoch „unter steter Aufsicht“ von Josef Weninger standen.²⁴⁹ Hieran wird deutlich, dass die Anthropologen zwar die ästhetischen Vorgaben machten, Fotografien und Stereofotografien zur Verfügung stellten sowie über die Ausführung wachten, die eigentliche Handarbeit jedoch einem Handwerker, dem Gipsgießer, und die künstlerische Ausführung einem Bildhauer überließen.²⁵⁰ Dennoch beanspruchten die Anthropologen offensichtlich die Autorschaft über die fertigen Büsten. Darauf weist auch die Inschrift unter einer (möglicherweise nicht von einem Kriegsgefangenen stammenden) Büste neben einer laufenden Nummer: „R. Pöch fecit“ G 20.²⁵¹ (Abb. 79) Das lateinische Wort „fecit“ bedeutet „hat gemacht/hat erschaffen“, die Formel aus der bildenden Kunst weist den Maler beziehungsweise Urheber eines Kunstwerks nach.

²⁴⁷ AÖAW, Gesänge russischer Kriegsgefangener, Nr. 496/1916, „Objekte von den anthropologischen Studien in den k.u.k. Kriegsgefangenen-Lagern in der Kriegsausstellung“, Bericht Rudolf Pöch's an die Akademie, Anlage zum Schreiben an den Generalsekretär der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Hofrat Friedrich Johann Becke vom 5.7.1916.

²⁴⁸ Ebd.

²⁴⁹ Ebd.

²⁵⁰ Möglicherweise wurde der erste Teil der Filmszene vom Abgipsen im Gefangenlager hergestellt, das durch eine patrouillierende Wache deutlich gekennzeichnet ist, der zweite Teil jedoch in der Akademie. Belege hierfür gibt es meines Wissens nicht.

²⁵¹ Vgl. Objekt im Depot des Department of Anthropology der Universität Wien.



Abb. 79: Von Pöch signierte Kopfabformung

Auch in der eigentlichen Präsentationssituation innerhalb der Kriegsausstellung wurden die sogenannten Schaustücke nicht als isolierte Objekte präsentiert, sondern im Verbund mit anderen Aufzeichnungen:

„Diese zehn Objekte sind in einer Glasvitrine aufgestellt und bei jedem einzelnen Volksstamm und Heimat ersichtlich gemacht. Die Wandfläche neben dieser Vitrine bedecken lebensgrosse Photographien von zwölf verschiedenen Typen aus den Kriegsgefangenenlagern, also zwölf Köpfe, jeder von vorne und von der Seite aufgenommen; auch hier sind Volkszugehörigkeit und Heimat bezeichnet worden.

Zwei unter der Vitrine angebrachte ethnographische Kartenskizzen des europäischen und asiatischen Russland ermöglichen die Lokalisierung der ausgestellten Schaustücke.“²⁵²

²⁵² AÖAW, Gesänge russischer Kriegsgefangener, Nr. 496/1916, „Objekte von den anthropologischen Studien in den k.u.k. Kriegsgefangenen-Lagern in der Kriegsausstellung“, Bericht Rudolf Pöch an die Akademie, Anlage zum Schreiben an den Generalsekretär der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Hofrat Friedrich Johann Becke vom 5.7.1916. Pöch berichtete, dass die „Schaubjekte“ auf Kosten des k.u.k. Kriegsministeriums und des k.u.k. Ministeriums für Kultur und Unterricht hergestellt wurden und in

Zwar stellten die Fotografien offenbar nicht dieselben Gefangenen dar wie die Büsten, dennoch eröffneten sie eine weitere mediatisierte Perspektive auf die Kriegsgefangenen. Die Landkarten schließlich erweiterten die Annäherung an die Gefangenen durch geografische Einordnungen – sie wurden gleichsam medial eingekreist. In der Abteilung „Kriegsgefangenenwesen“ der populären Wiener Kriegsausstellung repräsentierten die Büsten im Verbund mit Fotos und Karten „Typen“ von Kriegsgegnern der Habsburger Monarchie, die zugleich für die Multi-Ethnizität der russischen Armee – und vermutlich auch für den immer wieder unterstellten „Barbarismus“ derselben – standen. Offensichtlich wurde die Inszenierung als erfolgreich empfunden, denn für die Wiener Kriegsausstellung im Jahr 1917 forderte das Kriegsministerium ebenfalls Gipsbüsten mit geöffneten Augen an.²⁵³ Eine solche öffentliche Präsentation war nur möglich, weil in Wien die anthropologischen Forschungen an Kriegsgefangenen im Unterschied zur Situation im Deutschen Reich nicht geheim gehalten wurden.²⁵⁴

Dass eine wissenschaftliche Präsentation auf einer populären Ausstellung gezeigt wurde, stellte sich auch für Pöch als eine besondere Situation dar. Er unterrichtete den Generalsekretär der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften über die 1916 dort gezeigten „Schaubjekte“ mit der Bemerkung, er sei zu dieser Information verpflichtet, „weil es sich ja eigentlich um eine ‚populäre Publikation in Gips und Farbe‘ handelt“.²⁵⁵ Die Präsentation der Köpfe von Kriegsgefangenen unterschiedlicher Her-

das Eigentum des anthropologisch-ethnographischen Instituts übergehen würden. Durch eine Überschrift wurde „die Veranlassung dieser Arbeiten durch die Anthropologische Gesellschaft und ihre Subventionierung durch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien ersichtlich gemacht“. Über die Büsten auf der Wiener Kriegsausstellung 1916 vgl. außerdem: Bericht über die Ausschusssitzung am 6.6.1916, in: MAGW 46, 1916, S. [36]-[37]; sowie sekundär Stangl 2000, S. 177. Vgl. außerdem ÖSTKA, KM 1916, Abt. 10, Karton 1384, Akten 78-3; KM 1917, Abt. 10, Karton 1585, Akten 78; AOK-KPQu, Ausstellungen L-Z, Karton 46.

²⁵³ Auf der Kriegsausstellung 1917 im Wiener Prater wurden lebensgroße Fotografien von Gefangenen, Porträtfotografien „in den drei Normen“ und 14 bemalte Gipsköpfe präsentiert (vgl. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, in: MAGW 47, 1917, Sitzung vom 16.6.1917, S. [57]). Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft besichtigten die Kriegsausstellung gemeinsam am 27.6.1917 (vgl. ebd., S. [63]).

²⁵⁴ Dass für die lebensgroßen Pappmachéfiguren von „Feinden“ in den „Deutschen Kriegsausstellungen“ von 1916 und 1917 Abgüsse aus Gefangenenlagern benutzt wurden, lässt sich bisher nicht beweisen. Vgl. Lange 2003, S. 40–63.

²⁵⁵ AÖAW, Gesänge russischer Kriegsgefangener, Nr. 496/1916, Brief Pöchs an Hofrat Friedrich Johann Becke, Generalsekretär der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, vom 5.7.1916.

kunft schließt in direkter Linie an die Tradition von Kolonialausstellungen an: Auch die Kriegsausstellungen präsentierten menschliche Trophäen. Anette Hoffmann hat darauf hingewiesen, dass die wissenschaftliche Jagd nach „Rasseköpfen“ und Gipsköpfen Parallelen mit der Jagd nach Köpfen und Schädeln in den Kolonien hatte.²⁵⁶ Mit der Rahmung durch anthropologische Fotografien *en face* und *en profil* und durch die Landkarten wurden die Präsentationen in den Wiener Kriegsausstellungen 1916 und 1917 allerdings von den Formaten der reinen Vergnügungsindustrie abgegrenzt und eher in den Kontext von Kriminaltechnik und polizeilicher Überwachung gestellt.

Pöch und Weninger richteten nach den Auftragsarbeiten für die Kriegsausstellungen noch weitere Büsten als „Schaustücke“ her, die sie für Vorträge und den Unterricht an der Universität verwendeten, etwa die Büsten von Gefangenen aus Wünsdorf. Ein Teil dieser Abgüsse und bemalten Büsten ist heute im Depot des Department of Anthropology der Universität Wien erhalten, wo diese in Regalen stehen. Weninger hatte bezüglich der Reproduktion von „Negerköpfen“ noch detailliertere Ausführungen als Pöch zum Anmalen gemacht. Um auf die Gipsköpfe eine möglichst „natürlich“ wirkende Hautfarbe aufzutragen, „wurde vorher die dazu bestimmte Form stark mit einer Schellacklösung überzogen und nach gutem Trocknen mit der Grundierung mittels Ölfarben begonnen“, wobei diese mit Ausnahme des Auftrags auf den Augapfel nicht zu stark glänzen sollten.²⁵⁷ Weninger wählte zum Bemalen Benzin mit darin aufgelöstem Wachs, „um dem matten Glanz der menschlichen Haut möglichst nahe zu kommen“.²⁵⁸

Die Büste, auf die der Anthropologe sich im Text bezieht, lagert heute in der Abgussammlung der Anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien. Weninger präsentiert sie eingangs seiner 1927 publizierten Arbeit über die Westafrikaner in zwei Fotografien: eine zeigt den weißen Gipskopf mit geschlossenen Augen, die andere die bemalte Büste mit geöffneten Augen.²⁵⁹ Nach seiner Zuordnung handelt es sich um Konna Laba, 30 Jahre alt, in Weningers Publikation unter der Nr. 88 mit Personalien und Maßzahlen aufgeführt und mit dem „Stamm“ „Gurma“ bezeichnet. (Abb. 80 und 81) Wahrscheinlich ist es sich jene Person, der am 30. August 1917 eine Entschädigung von 3,50 Mark für das Abgipsen im

²⁵⁶ Vgl. Hoffmann 2009a, bes. S. 26–32.

²⁵⁷ Vgl. Weninger 1927, S. 3.

²⁵⁸ Ebd.

²⁵⁹ Vgl. Weninger 1927, Tafel II.

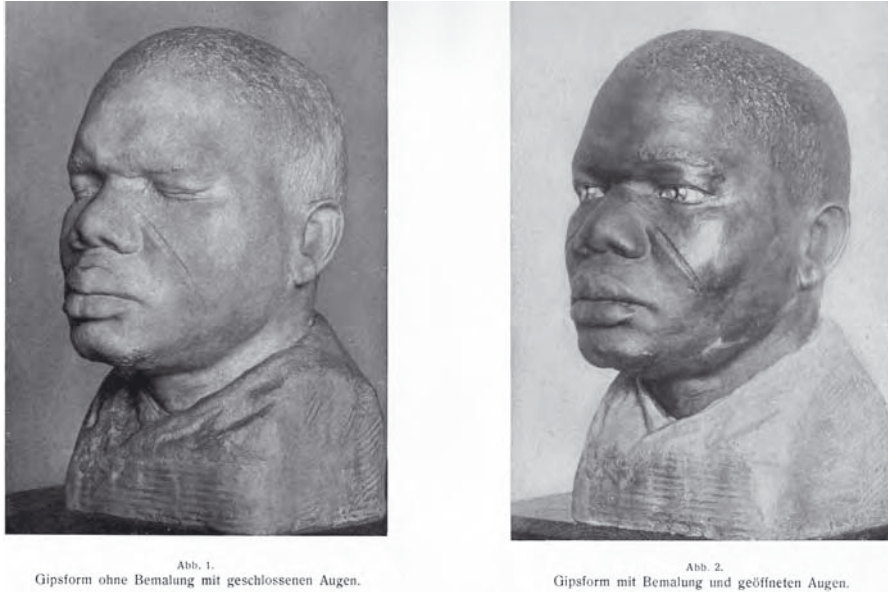


Abb. 80: Beispiel einer Büste, unbemalt und koloriert, in Weningers Arbeit (1927)

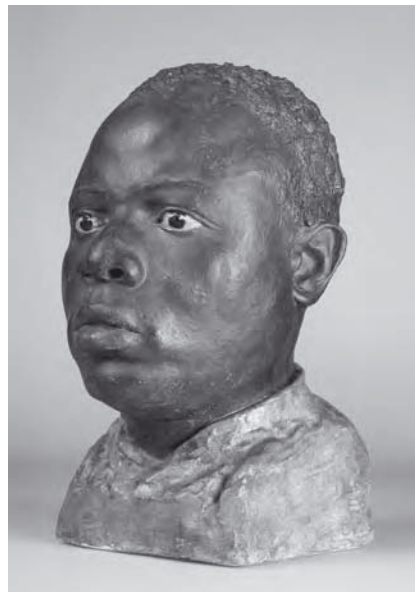


Abb. 81: Kolorierte Büste von Konna Laba
in der Anthropologischen Abteilung des
Naturhistorischen Museums Wien

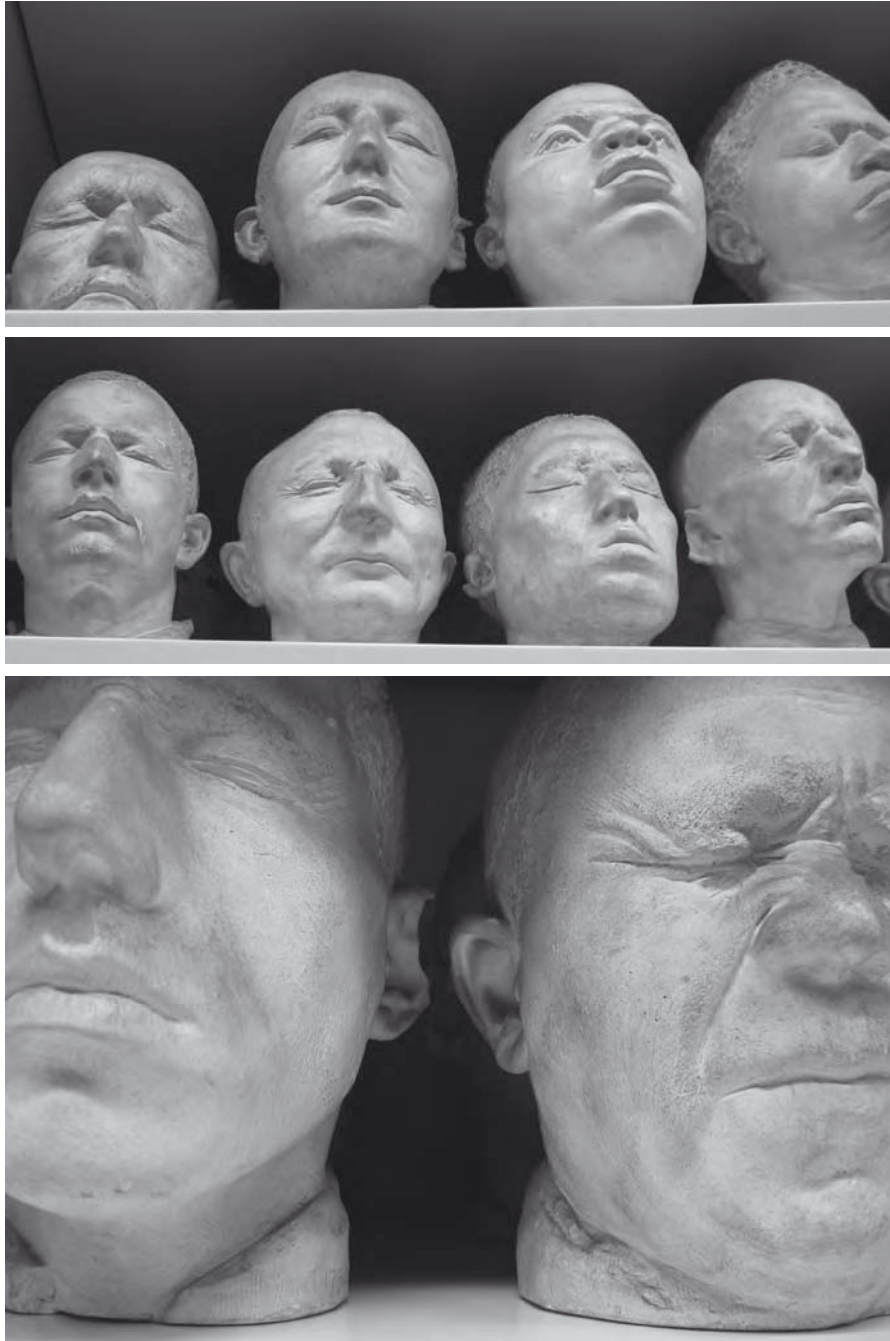


Abb. 82, 83, 84: Abformungen der Köpfe von Kriegsgefangenen im Depot

Wünsdorfer „Halbmondlager“ bezahlt wurde.²⁶⁰ Den Fotos der plastischen Reproduktion kann wiederum das Triptychon von drei Fotografien Konna Labas – *en face*, *en profil*, Eindrittelseitenaufnahme – zugeordnet werden, das in Weningers Anhang enthalten ist. Seltsamerweise ähnelt weder die weiße Büste mit den geschlossenen Augen noch die bemalte Büste mit den geöffneten Augen den Fotos. Während die Büste eine Narbe trägt, ist diese auf den Fotos nicht zu erkennen. Möglicherweise wurde sie also hinzugefügt, um die Büste „typischer“ aussehen zu lassen – ein Vorgang, der an Luschans Korrekturen von Strucks Gefangenenzeichnungen erinnert. Zugleich zeigt dieser Befund, dass jedes Aufzeichnungsverfahren andere Sichtbarmachungen produzierte, die auch zu unterschiedlichen theoretischen Ableitungen führen konnten.

Die Büsten sind heute Relikte. Sie zeugen nicht von einer bestimmten „Rassenzugehörigkeit“, sondern von jeweils einem inzwischen verstorbenen Menschen, der unter der Prozedur des Abgipsens krampfhaft die Augen zukneift und damit seiner wissenschaftlichen Verobjektivierung entgegentritt. (Abb. 82–84) Festgehalten ist damit weniger ein ahistorisches Konzept der Anthropologie, als vielmehr ein historisch-spezifisches Handeln von physischen Anthropologen auf der Suche nach „Rassendiagnosen“.

²⁶⁰ AÖAW, Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 6, Nr. 478/1918, Abrechnung über Untersuchungen an Arabern, Indern und Berbern (August bis Oktober 1917) in Wünsdorf, 26.6.1918, Eintragung für den 30.8.1917: „Conna Laba 3,50,- M“.

